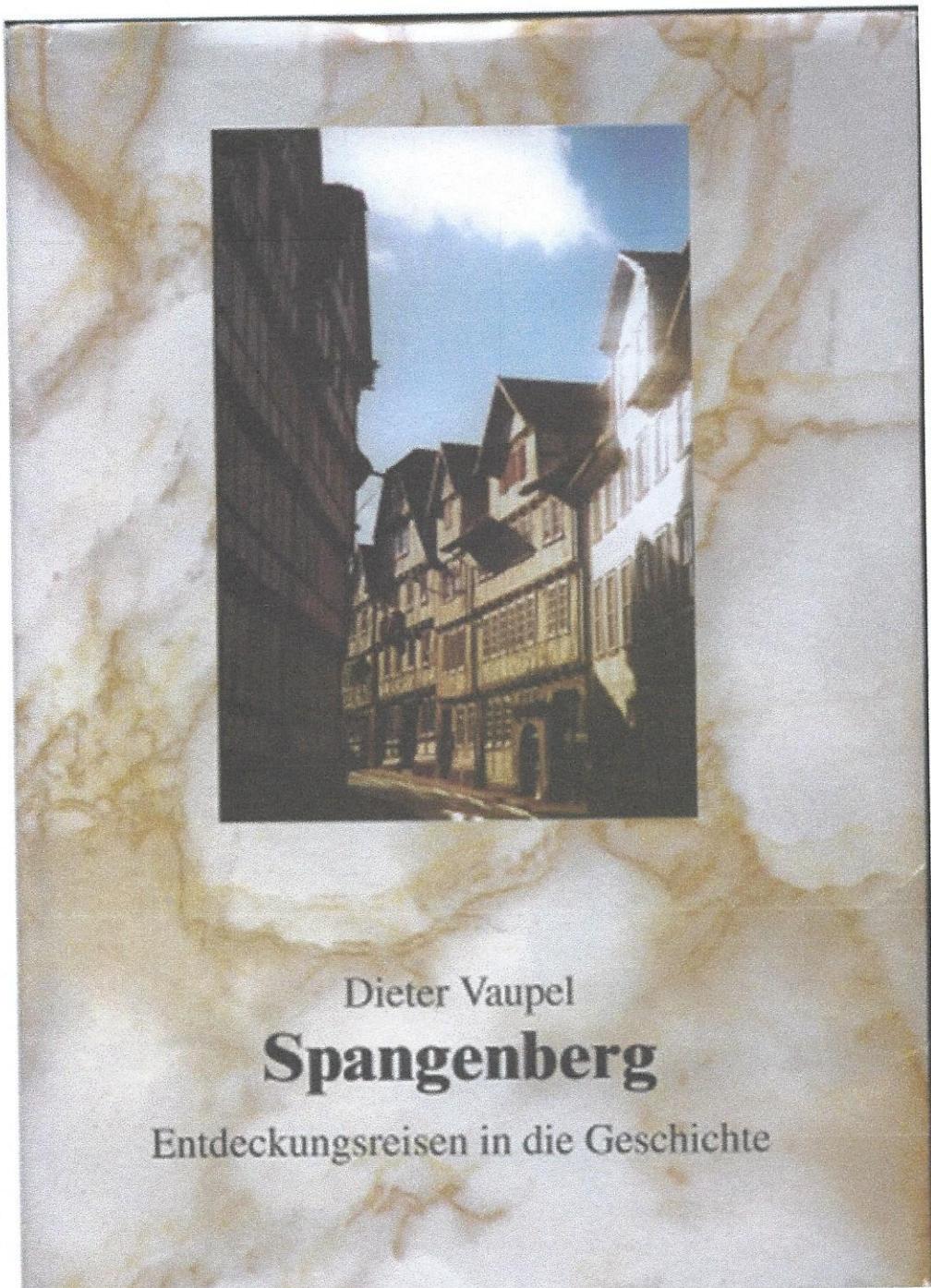


Teil II



Bürgermeister und Rat der Stadt

An der Spitze der mittelalterlichen Städte stand der Bürgermeister, der vom Rat der Stadt gewählt wurde. In Spangenberg hat es bis zum Jahr 1703 immer zwei Bürgermeister gegeben, der Stadtrat bestand aus 12 Bürgern. Die ersten überlieferten Bürgermeisternamen sind aus dem Jahr 1321 Herbordus de Bischofferode und Johannes Scheneellere. Ob diese beiden Bürgermeister grundsätzlich gemeinsam ihr Amt ausübten, sich gegenseitig kontrollierten und damit Machtmisbrauch verhinderten, oder ob jeder vom Rat bestimmte Aufgaben übertragen bekam, ist unklar.

Die Wahl fand jährlich statt, wobei eine Wiederwahl möglich war. Ab dem 17. Jahrhundert war es üblich, dass einer der beiden Bürgermeister der "wort-haltende" war, der andere fungierte als Stellvertreter. Auf welche Weise die vom hessischen Landgrafen Heinrich II. gegründete Neustadt an der Bürgermeisterwahl beteiligt war, darüber gibt es keine Informationen. Möglich wäre es auch, dass die Neustadt den zweiten Bürgermeister stellte, denn diese vielerorts neu gegründeten "Neustädte" hatte in der Regel ihre eigene Ratsverfassung. Die Besoldung der Bürgermeister war verhältnismäßig niedrig. Genaue Zahlen kennen wir allerdings erst vom Jahr 1679 an, zu diesem Zeitpunkt bekamen die Bürgermeister jeweils nur 7 Gulden, 10 Albus. Dagegen kommen in den Stadtrechnungen viele Ausgabenposten für "Zehrungen" vor. Bei verschiedenen Gelegenheiten gab es Rechnungen für Wein, Branntwein, Bier und Mahlzeiten. Solche Zuwendungen – Spesen im Rahmen der Amtstätigkeit - scheinen damals das Haupt-Äquivalent des Bürgermeisters gewesen zu sein.

Im Rat der Städte waren zunächst nur die Kaufleute, später auch die Handwerksmeister vertreten. Sie waren allerdings bei weitem nicht die Mehrheit der Stadtbevölkerung. Ausgeschlossen von den politischen Entscheidungsebenen blieben oft die Handwerksgesellen, Knechte, Bettler und die große Zahl der Tagelöhner. Über die genaue Handhabung in Spangenberg erfahren wir nichts. Allerdings gibt es eindeutige Belege dafür, dass die gesamte Bürgerschaft an Entscheidungsprozessen beteiligt worden ist. Das beweist auch ein Urkunde aus dem ersten Jahrhundert unserer Stadtgeschichte, vom 29.

September 1377. Nach dieser Urkunde scheint kurz vorher eine Bürgerversammlung stattgefunden zu haben, an der Bürgermeister, Schöffen, Ratsherren und die ganze Stadtbevölkerung, ohne Unterschiede des Besitzes, teilgenommen haben. Es heißt ausdrücklich, dass Arme und Reiche dabei waren. Die Versammlung kam "einrächtiglich" darin überein, dass die von den Bürgern "gekieseten", d.h. die gewählten Bürgermeister, Schöffen und Ratsherren, mit aufgehobenen Fingern einen Eid schwören müssen, dass sie nur das Beste für die Stadt "mögen, sollen und wollen". Von da an sollte das nun "ewiglich" so gehalten werden. Wenn man in ein öffentliches Amt gewählt wurde, sollte ein Eid immer in gleicher Weise abgelegt werden. Über diesen Beschluss hat man eine Urkunde angefertigt, die mit dem großen und kleinen Stadtsiegel versehen wurde, dem ältesten Siegel der Stadt Spangenberg.

Der Rat der Stadt hatte Gewalt über die Bürger in einem Maße, das wir uns heute nicht mehr vorstellen können. Er regelte durch Verordnungen das Leben der Bürger bis in alle Einzelheiten, sogar für die Kleidung gab es Vorschriften. Die ständische Gesellschaft sollte vor Neuerungen geschützt werden. Erleichtert wurde die Ausübung der Macht durch äußere Umstände. Die Bürger der Stadt lebten auf engem Raum innerhalb der Mauern und sie waren häufig von äußeren Feinden bedroht. In einer solchen Lage hatte man Verständnis dafür dass eine gestrenge Obrigkeit für Ordnung sorgte.



Soziale Unterschiede: Patrizier, Handwerker, Tagelöhner.

Sozialstruktur der Stadt

Die Einwohnerzahl der Stadt Spangenberg lag im 14. Jahrhundert vermutlich bei etwa 1000 bis maximal 1500 Menschen. Genaueres über die Einwohnerzahl erfahren wir erst im Jahre 1570. Damals waren in Spangenberg 270 Familien verzeichnet. Wenn man von einer durchschnittlichen Kopfzahl von sechs pro Familie ausgeht, was für die damalige Zeit sicher nicht zu hoch gegriffen ist, ergäbe das eine Einwohnerzahl von 1600 bis 1700 Menschen. Gut zwanzig Jahre später, 1591 bzw. 1594, hatte sich die Familienzahl auf 330 erhöht – rund 2000 Einwohner in Spangenberg – eine Zahl, die auch noch für den Beginn des 20. Jahrhunderts zutrifft.

Die Bevölkerung der mittelalterlichen Stadt Spangenberg war in Stände gegliedert:

- Eine mächtige Position neben den Adligen hatten die Großkaufleute, die in Gilden zusammengeschlossen waren. Sie nannten sich selbstbewusst Patrizier und stellten sich gewissermaßen als neuer Stand mit dem Adel auf eine Stufe.
- Den oberen Mittelstand bildeten die Handwerksmeister der Stadt.
- Zu den "kleinen Leuten" des Mittelstandes zählten die "Ackerbürger" d.h. die Leute, die ihre Acker außerhalb der Stadtmauern bestellten (oft betrieben sie zusätzlich noch ein Handwerk), kleine Kaufleute, die Fleisch und Gemüse in der Stadt verkauften, sowie Krämer und "Höker", außerdem Gastwirte, Fuhrleute und Handwerksgesellen.
- Wirtschaftlich Unselbständige, also Tagelöhner bei Handwerkern und Bauern, Lastenträger, die Bediensteten der Stadt u.a.m. gehörten zu den "dienenden Ständen".
- Oft als "unehrlich" bezeichnet wurde die letzte Gruppe: Fahrende, Musikanten, Bettler. Dazu zählten auch die Henker oder Scharfrichter und ihre Knechte.

Der Stand, in den man hineingeboren wurde, bestimmte den ganzen Lebenszuschnitt des Menschen (Arbeit, Freizeit, Kleidung, Nahrung, Wohnung). Der Mensch war durch die Schranke seines Standes "beschränkt". Durch Äußerlichkeiten wollten sich die Patrizier von den übrigen Stadtbewohnern

abheben. So bauten die Patrizier ihre besonders prunkvoll ausgestalteten und reich verzierten Häuser im Stadtmittelpunkt, von denen heute noch einige rund um den Spangenberger Marktplatz zu sehen sind, während die Handwerker sich oft gemeinsam in einer der vom Marktplatz wegführenden Gassen ansiedelten.

Die kleinen, primitiven Wohnungen der Tagelöhner befanden sich am Rande der Stadt. Auch durch die Kleidung versuchten sich die Patrizier abzuheben, der Stadtrat erließ in vielen Städten Kleiderordnungen, damit die Unterschiede nicht verwischten. In einer Kleiderordnung heißt es: "Die Frauen und Töchter der gemeinen Bürger mögen Röcke von delftischem Tuch tragen, die aber nicht gebrämt, jedoch gefüttert werden dürfen. Dienstknechte dürfen keine seidenen Stoffe tragen, auch keine Kleider, Mützen, Hüte nicht mit Sammet oder Seide verbrämen, bei einer Mark Strafe."

(Graßmann 1980, S. 140)



In der
Bädergasse
– Wohnungen
der "kleineren"
Leute
in der
mittel-
alterlichen
Stadt.

Die Handwerker: In Zünften zusammengeschlossen

Die Mehrzahl der mittelalterlichen Stadtbewohner waren Handwerker. In Spangenberg betrieben viele Handwerker gleichzeitig noch die Landwirtschaft. Das brachte ihnen den schon erwähnten Namen "Ackerbürger" ein. Die Handwerker hatten sich nach dem Vorbild der Kaufmannsgilden in Zünften zusammengeschlossen. In Spangenberg gab es folgende Zünfte:

1. Die Schuhmacher- und Lohgerberzunft
2. Die Schreiner- und Küferzunft
3. Die Schneiderzunft
4. Die Bäckerzunft
5. Die Metzgerzunft
6. Die Schmiede- und Schlosserzunft
7. Die Maurer-, Weißbinder- und Dachdeckerzunft
8. Die Leineweberzunft.



Spangenberger
Zunft-Siegel:
Schreiner
und Küfer,
Gerber,
Weißbäcker,
Leineweber.

Mitglieder einer Zunft waren nur die Meister eines Gewerbes in der Stadt. Die Zahl der Meisterstellen war begrenzt, so dass längst nicht jeder Geselle Meister werden konnte. Am Ende des Mittelalters wurden die Meisterstellen sogar erblich. Damit war den Gesellen keine Möglichkeit mehr zum Aufstieg gegeben. Das einzige Sprungbrett zur besseren sozialen Stellung blieb dann nur die Heirat mit der Witwe oder der Tochter eines Meisters. Die geringe Zahl der Meisterstellen trieb die Gesellen nach vierjähriger Lehrzeit, die sie bei freier Unterkunft und Verpflegung ohne Lohn im Hause des Meisters verbracht hatten, in die Fremde. Die Höhe des Lohnes hing in jeder Stadt von einer Übereinkunft der Meister ab. Die Zünfte kontrollierten nämlich nicht nur die Qualität der Waren, legten die Höhe der Preise fest, teilten den einzelnen Handwerksbetrieben die Rohstoffe zu, sondern einigten sich auch über die Anzahl der Gesellen und Lehrlinge, die eingestellt werden durften. Die Zünfte unterstützten arme und kranke Mitglieder, damit schufen sie erstmalig eine über die Hausgemeinschaft hinausgehende soziale Fürsorge. Uneinigkeiten zu vermeiden und um der auswärtigen Konkurrenz keine Chance zu lassen, führten die Zünfte für ihre Mitglieder rechtsgültige Beschlüsse herbei. Alle Vorschriften waren in der Zunftrolle festgehalten, die der Obermeister verwahrte.



Handwerker in der mittelalterlichen Stadt: Der Schmied und der Schneider.

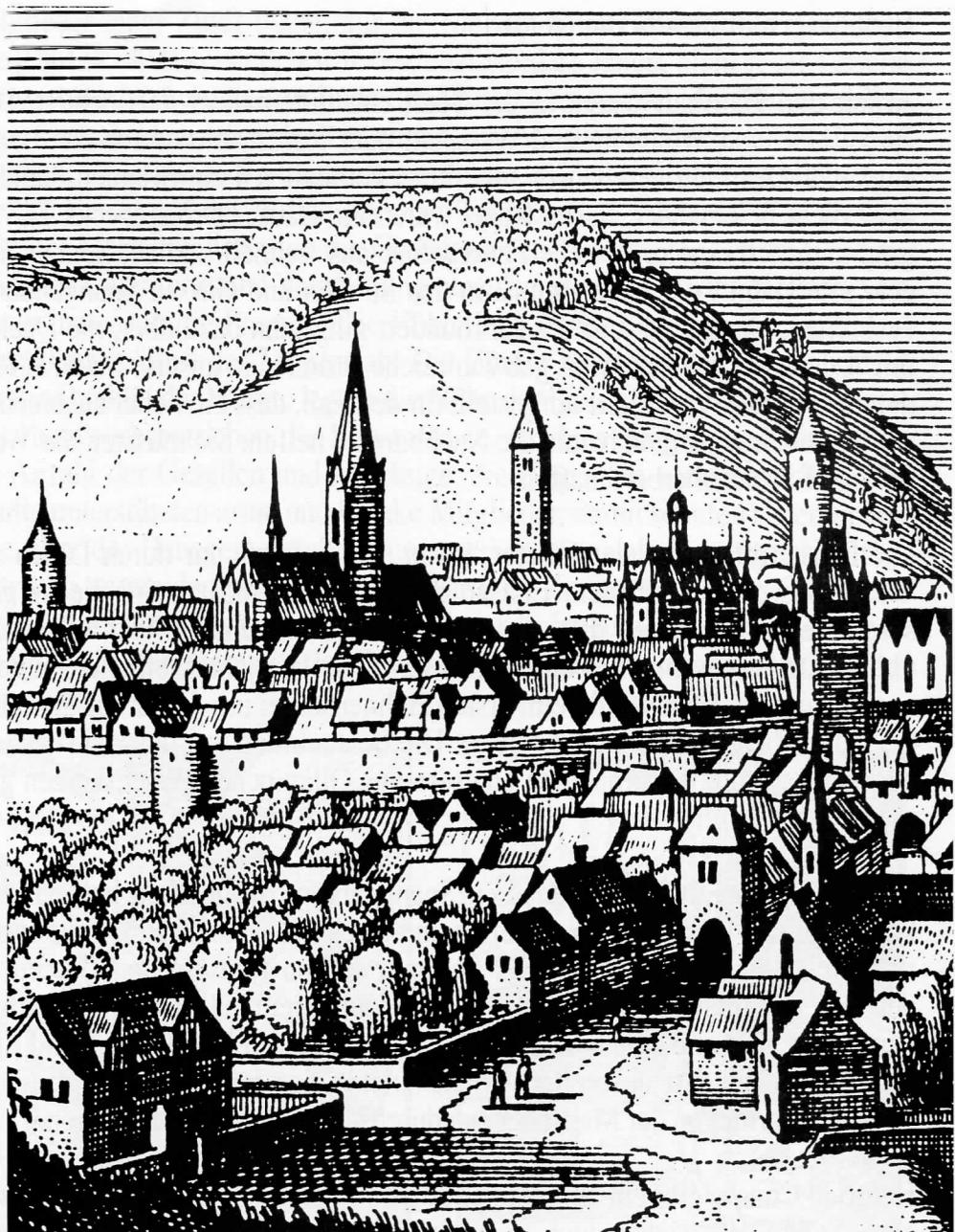
Lebensverhältnisse in der Stadt

Arbeit und Haushalt waren in der Stadt eng miteinander verflochten. Das Bürgerhaus war Wohnung und Werkstatt oder Kaufmannskontor und Lager zugleich. Die Fahrwerkhäuser mit ihren gelblichen Lehmwänden standen ganz dicht beieinander. In der Regel waren die Häuser strohgedeckt. Davon ging natürlich eine erhebliche Feuergefahr aus, schnell und oft konnte sich der "rote Hahn", die Feuersbrunst in den Straßen und Gassen Spangenbergs ausbreiten. Erst im 14. und 15. Jahrhundert ging man dazu über, die Dächer mit Tonziegeln zu decken. Es gab zahlreiche Brunnen in unserer Stadt, außerdem waren Wasserbottiche aufgestellt für den Fall, dass ein Feuer ausbrechen sollte. Bei einem Brand hatten die Nachbarn zu helfen. Sie mussten das Wasser zum Löschen herbeischaffen.

Die Fensteröffnungen der Häuser ließen sich anfangs nur durch Läden als Witterungsschutz schließen. Erst ab dem 15. Jahrhundert wird die Verglasung, die bis dahin den öffentlichen Gebäuden vorbehalten war, allgemein üblich. Der Tagesablauf in diesen Häusern war dem jahreszeitlichen Rhythmus angepasst. Man stand beim ersten Hahnenschrei um 4 Uhr auf und ging bei einbrechender Dunkelheit zu Bett. Die Beleuchtung war teuer, sie bestand aus Pechfackeln, in vornehmen Häusern aus Öllämpchen. Wachskerzen gab es nur in der Kirche.

Wie es in den Straßen und Gassen Spangenbergs ausgesehen hat, darüber kann man nur Vermutungen anstellen und Rückschlüsse aus Beschreibungen vergleichbarer Städte ziehen. Der Schmutz in den Häusern und Gassen, in den engen, verbauten Straßen, die kaum Licht hereinließen, war wohl allgegenwärtig. Hygiene kannte man nicht, so konnten sich Krankheiten und Epidemien ungehindert ausbreiten. Nicht zuletzt dies trug dazu bei, dass die Lebenserwartungen der Menschen bei durchschnittlich 35 Jahren lagen.

Heinrich Cunow gibt ein anschauliches Bild vom Aussehen der mittelalterlichen Städte, das sicher auch in einigen Aspekten auf die Spangenberger Situation übertragbar sein dürfte: "Überhaupt waren die alten deutschen Städte meist richtige Drecknester. In den Straßen und Gassen lag der Schmutz



Spangenberg – eine wehrhafte Stadt mit Stadtmauer, Türmen und Toren
(aus einem Stich von Merian 1655).

oft fußhoch, da sie meist nicht gepflastert waren, der Regen daher den Boden aufweichte, und die ehrenamen Bürgerfrauen aus Bequemlichkeit häufig allerlei Unrat auf die Straße gossen und warfen. Zudem war es vielfach Brauch, die Schweine, Gänse und Hühner aus den Höfen heraus auf die Straße zu lassen. ... Mit dem Pflastern der Straßen hatte man selbst in großen mittelalterlichen Städten erst spät begonnen. ... Des Nachts war das Passieren der Schmutzbedeckten winkeligen Gassen nicht selten geradezu lebensgefährlich, denn eine nächtliche Beleuchtung ihres Gassengewirrs kannten die meisten Städte noch nicht." (zit. n. Graßmann 1980, S. 141) Darum nahm der vorsichtige Bürger eine Laterne mit, wenn er abends ausging, oder er ließ sich von einem Freund "heimleuchten".

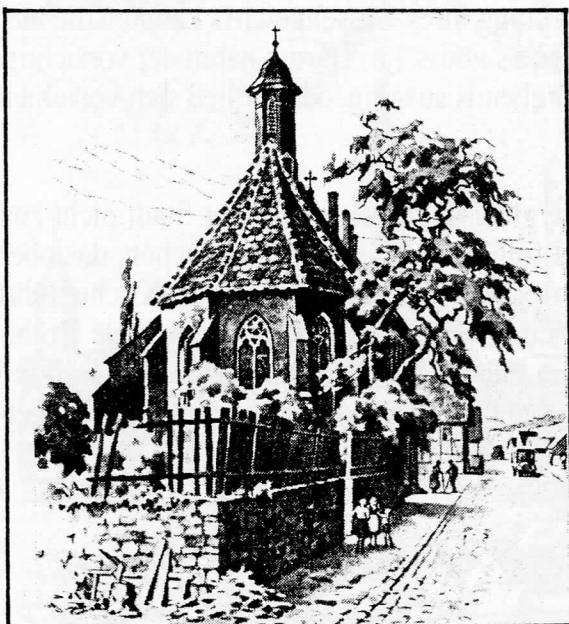
Dass auch in Spangenberg die hygienische Situation in der Stadt nicht zum Besten bestellt war, darauf weist folgendes hin: In dem Gäßchen, das oberhalb vom Marktplatz am Kurzrockschen Haus vorbei zur Kirche führt, befand sich eine Toilette, ein "heimliches Gemach", aus dem "üble Brühe" zum Marktplatz floss, dies war im Jahr 1605 der Grund für einige Beschwerden und veranlasste den "Edlen und Gestrengen Rath" zu amtlichen Augenscheinsterminen und Zwangsmaßnahmen.



Krankheiten
im Mittelalter:
Aussätziger
und Krüppel
um 1500.

Sorge um Alte und Kranke

In fast allen Städten sind im Mittelalter Hospitäler gegründet worden. Die erste in Spangenberg bekannte Stiftung ist das Hospital "St. Elisabeth", das der Ritter Hermann von Treffurt 1341 der Stadt, samt der dazu auf seine Veranlassung neu erbauten kleinen gotischen Hospitalkirche stiftete.



Die Hospitalskirche,
eine Stiftung von
Hermann von Treffurt
aus dem Jahre 1341.

Viele Städte besaßen außerdem für die vom Aussatz Befallenen ein zusätzliches, getrenntes Krankenhaus. Ansteckende Krankheiten wurden vor den Mauern isoliert. Jakob Lyrer, "Priestervicarius des Altars unserer lieben Frauen in der Pfarrkirche zu Spangenberg", ließ 1499 vor den Frauen in der Kapelle der Pfarrkirche zu Spangenberg", ließ 1499 vor den Toren der Stadt ein Sondersiechenhaus errichten, das zur Aufnahme von Aussätzigen bestimmt war. Das Haus sollte ursprünglich sieben Personen aufnehmen, die mit Aussatz befallen ("Siechtagen des Ussatzes") waren. In der Stiftungsurkunde wurde das Leben der Bewohner des Hauses genau geregelt. Zur Verwaltung und Betreuung der Kranken wurde ein Siechenmeister eingesetzt. Eine weitere Stiftung von Korn, Hafer, Dinkel, Weizen, Erbsen und anderen

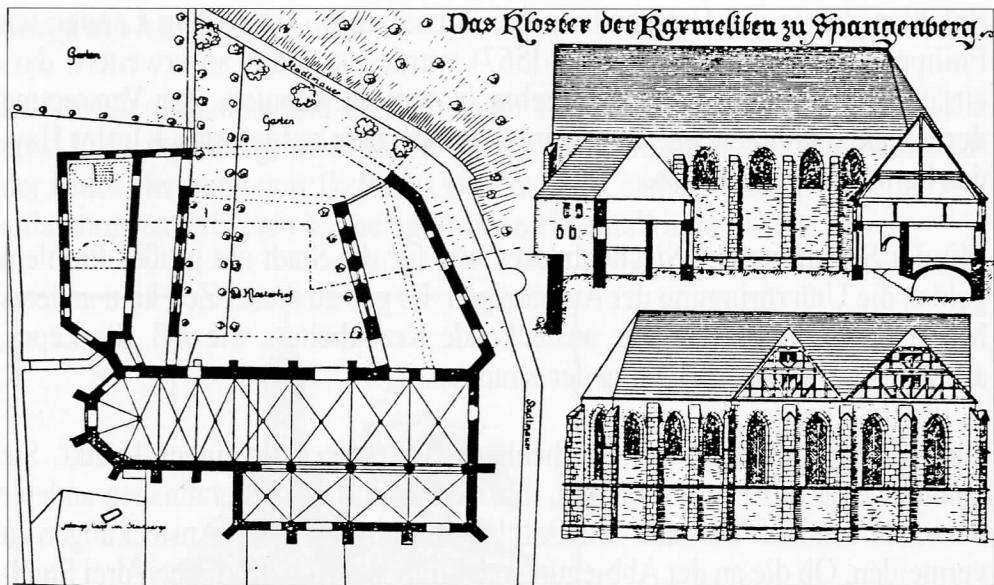
Früchten diente der Unterhaltung der Aussätzigen. Unter dem Landgrafen Philipp dem Großmütigen (1509-1567) wurde das Haus so erweitert, dass zusätzlich zwölf Personen untergebracht werden konnten. Zur Versorgung der Kranken konnten jetzt auch Einkünfte aus dem aufgelösten Kloster Haydau herangezogen werden.

Mit der Schaffung des Siechenhauses war für die Stadt ein großes Problem gelöst, die Unterbringung der Aussätzigen. Es gab zu dieser Zeit kein anderes Mittel gegen weitverbreitete, ansteckende Krankheiten, wie z.B. die Lepra, als die isolierte Unterbringung der Kranken.

Die Bewegungsfreiheit der Siechenhaus-Bewohner war eingeschränkt. Sie konnten zwar das Haus verlassen, mussten jedoch beim Herannahen anderer Personen den Ruf "Aussatz - Aussatz!" von sich geben, um Ansteckungen zu vermeiden. Ob die an der Abbiegung nach Elbersdorf befindlichen drei Steinkreuze in diesem Zusammenhang als eine Art Warnkreuze anzusehen sind, die die Bevölkerung davor warnten, dass sie sich nun dem Aufenthaltsort von Aussätzigen näherten, ist bis heute unklar geblieben.

Der Rat der Stadt, Zünfte und Gilden oder auch einzelne reiche Familien finanzierten den Bau und Unterhalt von Spitälern, Altenheimen und Siechenhäusern für Gebrechliche.

Dass es in Spangenberg zur Zeit der Landgrafen viele wohlhabende Familien in der Stadt gegeben hat, zeigt sich in den über 40 Legaten und Stiftungen. So etwa die Bechsteinsche Stiftung, die zurückgeht auf Katharina Bechstein, die 1454 der Kirche ein beträchtliches Vermögen, Haus und Äcker stiftete, von deren Einkünften die Insassen des Hospitals St. Elisabeth alljährlich am 25. November, dem Katharinentag einen "Katharinentaler" erhielten. Hermann Cremer und seine Frau Aylhedis schenkten 1350 dem Karmeliterkloster zu Kassel ein Haus als ständiges "hospicium", daraus entstand das Spangenberg-Karmeliterkloster. Die Herren von Bischofferode vermachten ebenfalls den Karmeliterbrüdern ihr in der Untergasse gelegenes Haus, das sog. "Junkerhaus", in dem vermutlich von den Mönchen ihre Klosterschule eingerichtet wurde, die erste Schule in Spangenberg überhaupt.



Das Karmeliterkloster: Rekonstruktion von Wenzel (oben) und Fenster im Kreuzganghof (unten)



Die Burgsitze

Von den Hessischen Landgrafen wurden Burgvögte oder auch Burggrafen zur Verwaltung der Burg während ihrer Abwesenheit eingesetzt. Mit der Sicherung des Gebietes trauten sie die in der Nähe wohnenden Adelsgeschlechter, wie etwa die Herren von Elbersdorf, von Bischofferode oder von Boyneburg. Für ihre Dienste erhielten sie von Landgrafen eine Anzahl Dörfer, Äcker, Wiesen und Wälder "zu Lehn", aus denen sie die Naturalabgaben und Zehntsteuern von den Bauern erhielten. Die Verwaltung der Lehen machte ihre Anwesenheit in Spangenberg über längere Zeit notwendig, so dass sie dazu übergingen, sich eigene Häuser in der Stadt zu kaufen. Diese erhielten den Namen Burgsitz. Das Salbuch (Grundbuch) von 1579 führt drei solcher "Burgsesse" auf:

- den Burgsitz hinter dem Kloster, den "itzo Jeorg von Bischofferode bewohnet",
- einen Burgsitz, der "wüst" gefallen ist, bei der Schneiderei, er gehörte auch Jeorg von Bischofferode,
- und ein dritter "ist Baltzer Pilipps von Boyneburgs gewesen, hat Frau Margaretha von der Saal erbauet".

Diese Burgsitze hatten als adelige Häuser besondere Vorrechte. Sie waren frei von allen "Diensten und Stadtbeschwerungen", d.h. von allen dinglichen Lasten, wie Fuhren, Hand- und Spanndiensten, aber auch von allen städtischen Steuern. Nur in bezug auf das Bierbrauen hatten sich die Inhaber der Burgsitze nach dem in der Stadt geltenden Recht betreffs Benutzung des städtischen Brauhauses zu richten. Hingegen waren die Burgleute "neben dem Rat ausgerichtet zu sitzen schuldig", wenn sie vom Rat der Stadt dazu aufgefordert wurden. Sie verkörperten damit die landesherrliche Gewalt in der Stadt.

Spangenberg im Dreißigjährigen Krieg

Die wohl schwerste und schrecklichste Zeit in ihrer Geschichte erlebte die Stadt Spangenberg während des 30jährigen Krieges (1618-1648). Vor allem das Jahr 1637, in dem große Teile der Stadt nieder brannten, ist als "Schreckensjahr" in die Stadtgeschichte eingegangen.

Die Lasten des Krieges

Der Verlauf, den der Krieg in Hessen nahm, spiegelte sich auch in unserer Stadt wider. Die ersten Jahre berührten das Leben der Bürger nur insofern, als die Stadt größere Ausgaben hatte und die Bürgerschaft in erhöhtem Maße Heeresfolge leisten musste. Die Neutralität Hessens wurde weder von den katholischen Kaiserlichen, noch von ihren protestantischen Gegnern beachtet. Sowohl Tilly und Wallenstein als auch der Herzog von Braunschweig durchzogen mit ihren Heeren das Land und quartierten ihre Söldner in hessischen Städten und Dörfern ein.

1623 wurde Spangenberg von den katholischen Heerscharen Tillys bedrängt, konnte sich gegen die Übermacht des Gegners nicht halten und musste sich schließlich ergeben. Die Bevölkerung der Stadt hatte in der folgenden Zeit ein schweres Los zu tragen: Die Stadt wurde gebrandschatzt, und eine feindliche Besatzung wurde zurückgelassen, die bis zum Frühjahr 1626 in Spangenberg verblieb und die Stadt völlig ausplünderte.

Ungeheure Lasten waren in den Quartieren der Truppen zu tragen. Die Gegner kamen und gingen, führten Geld, Getreide, Pferde und vieles andere als Beute weg, plünderten und brandschatzten. Gewalttätigkeiten der Truppen erregten die Erbitterung der Bürger. Christoph von Grimmelshausen schreibt über die Leiden, die die Bevölkerung über sich ergehen lassen musste: "Reiter durchstürmten das Haus unter und oben. Andere machten von Tuch, Kleidung und allerlei Hausrat große Packen zusammen, als ob sie irgendwo einen Krempelmarkt aufrichten wollten; was sie aber nicht mitzunehmen gedach-

ten, wurde zerschlagen. Etliche durchstachen Heu und Stroh mit ihren Degen, als ob sie nicht Schafe und Schweine genug zu stechen gehabt hätten; etliche schütteten die Federn aus den Betten und füllten hingegen Speck, anderes dürres Fleisch und sonstiges Gerät hinein, als ob als dann besser darauf zu schlafen wäre. Andere schlügen Öfen und Fenster ein, gleichsam als hätten sie einen ewigen Sommer zu verkündigen; Kupfer und Zinngeschirr schlügen sie zusammen und packten die gebogenen Stücke ein; Bettladen, Tische, Stühle und Bänke verbrannten sie, obwohl viel Klafter dürres Holz im Hofe lag. Höfen (Töpfe) und Schüsseln - musste endlich alles entzwei. Den Knecht legten sie gebunden auf die Erde, steckten ihm ein Sperrholz ins Maul und schütteten ihm einen Melkkübel voll garstigen Mistlachenwasser in den Leib; das nannten sie einen schwedischen Trunk." (Grimmelshausen 1959)



Soldaten bedrängen Frauen

Die Bevölkerung flüchtete in die Wälder und nahm mit, was mitzunehmen war. Viele Menschen hungernten, Wiesen und Felder verwüsteten, und das Land lag unbestellt da. Außerdem wurde - bedingt durch die Ausplünderungen - der Mangel an Zug- und Milchkühen immer eklatanter. Man kann sich ein Bild von der traurigen Lage der Einwohner machen, wenn man sich vergewissert, dass z.B. ein Oberst Tilly täglich 40 Pfund Brot, acht Maß Wein, acht Maß Bier, ein Kalb oder einen Hammel und vier Hühner verlangte. Daneben durfte es auch nicht an dem nötigen Wildbraten fehlen.

Auch der Weinanbau, der in unserer Gegend damals noch betrieben wurde, war total am Boden zerstört. Aus der Gegend um Morschen ist zu erfahren: "Die Bayern soffen alles aus!" Bewaffnete Bauern aus Spangenberg machten ihrem Unmut gegen die Besatzer Luft und töteten 13 feindliche Soldaten. Darauf wurden die Repressalien jedoch nur noch größer. Die drei schweren Jahre von 1623 bis 1626 haben der Stadt allein 1400.000 Taler gekostet.

Noch weit schlimmer aber erging es Spangenberg, als elf Jahre nach dem Abzug der Tillyschen Truppen im Jahr 1637 der Ort noch einmal in das Kriegsgeschehen einbezogen wurde. Die auf katholisch-königlicher Seite kämpfenden Kroaten unternahmen unter ihrem Anführer Isolani einen Sturmangriff auf die Spangenberger Festung, der jedoch abgeschlagen wurde. Die Stadt fiel allerdings in ihre Hände. Nach blutigem Kampfe wurden die Kroaten zwar wieder aus der Stadt herausgetrieben, aber bei ihrem Rückzug legten sie Feuer an allen Ecken der Stadt.

Die Feuersbrunst wütete unvorstellbar in der Stadt. 84 Häuser wurden in Schutt und Asche gelegt, von denen im Jahre 1644 noch nicht eines wieder aufgebaut war. Aus alten Stadtrechnungen geht hervor, dass die meisten dieser Brandstätten in der Obergasse, am Obertor, um die Kirche und um die alte Schule herum lagen. Daher findet dort heute kaum ein Haus, das älter als 300 Jahre ist. Das wird auch durch den Fund eines Eichenbalkens bestätigt, der beim Umbau eines Hauses in der Obergasse entdeckt wurde. Er trug die Inschrift: "Anno 1637 ist Paul ... durch die Kaiserlichen abgebrannt".

Das Schloss hielt stand

Einen anderen Verlauf nahm der 30jährige Krieg für das Spangenberger Schloss. Auf dem ältesten bekannten Bild von Spangenberg, das Dillich 1591 zeichnete, sieht man, dass zu dieser Zeit der Graben um das Schloss und die Bastion, der zweite Befestigungsgürtel, noch völlig fehlten. Dagegen sind diese auf den von Merian gezeichneten Blättern, die vor 1637 entstanden, deutlich zu erkennen. Aus alten Amtsrechnungen geht hervor, dass diese Anlagen, die durch das Aufkommen der Feuerwaffen notwendig wurden, während des Krieges unter dem hessischen Landgrafen Moritz und vor allem unter Wilhelm V. entstanden sind.

Landgraf Moritz, von dem man sagt, dass er der "genialste Kriegsbaumeister seiner Zeit" gewesen sei, ging noch weiter als seine Vorgänger bei einer planmäßigen Anlage der Verteidigungswerke. Er wollte sowohl die Burg, als auch die Stadt noch effektiver gegen die drohenden Kriegsgefahren schützen. Um die sich immer weiter ausbreitende Stadt ließ er eine höhere Ringmauer bauen und massive, feste Tore an den fünf Eingängen der Stadt anbringen. Auch die Bürger machte er wehrbar, d.h. er stellte sie unter Bewaffnung. Auf der Burg wurden neue Verteidigungsanlagen erstellt, die dann unter Moritz' Sohn Wilhelm weiter verstärkt worden sind. So ließ Moritz auch die hintere Schloss-Zugbrücke entfernen, um nur einen Eingang bei etwaiger Belagerung zu müssen. Außerdem wurde an dieser Stelle noch ein starker, massiver Bau in die Verteidigungsanlage eingefügt, die sogenannte Kommandantenwohnung.

Moritz ließ die äußere Umfassungsmauer bauen, den Wall anschütten und die Bastion errichten. Vom Schlossgraben und dem Keller unter dem Zeughaus führten Gänge unterirdisch zu dem zweiten Befestigungsring, ja sogar an zwei Stellen in die Stadt. Dadurch war auch während einer Belagerung die Versorgung der Schlossbesatzung mit Lebensmitteln und anderen notwendigen Gütern möglich. Die nach der Stadtseite gelegene Bastion trug das "Pulverhäuschen". Riesige Mengen Holz wurden beim Ausbau des Schlosses zu einer Bastion benötigt, so dass während dieser Zeit von einem enormen Holzraubbau berichtet wird.

Das Spangenberger Schloss war mit dieser Erweiterung zu einer der stärksten Festungen Hessens geworden, und es ist auch während des Krieges niemals eingenommen worden. Die Vollkugeln, die zahlreich auf die Festung gerichtet wurden, prallten wirkungslos an den steinernen Mauern und Erdwällen ab, während die angreifenden Truppen aus den Geschütztürmen und Schießscharten der bombensicheren Kasematten getroffen wurden. Unter den Festungskommandanten dieser Zeit befand sich Johann Peter Stückrath, dessen Grabmal aus dem Jahr 1675 mit seinem in Stein gehauenen Bild noch in der Stadtkirche zu finden ist.



Blick durch das Schwarze Tor, Teil der äußeren Befestigungsanlage des Schlosses.

Mord und Totschlag auch in den Dörfern um Spangenberg

Die Ortschaften der Umgebung wurden in ähnlicher Weise vom Krieg betroffen wie die Stadt Spangenberg selbst. Auch hier sind vor allem die Jahre 1623 bis 1626, 1637 und 1647 von Bedeutung. Beispielhaft stelle ich im folgenden dar, wie es den Bischofferödern und den Mörshäusern während dieser Zeit erging.

Im Jahr 1624 schossen fünf Einwohner von Bischofferode, darunter einer namens Mausehundt, einen tillyschen Reiter aus dem Sattel seines Pferdes. Aus Rache dafür wurde Bischofferode von den kaiserlichen Truppen Tillys geplündert und fast völlig niedergebrannt; 35 von 37 Häusern wurden total zerstört. Allein 400 Schafe lagen danach an Ketten in der Asche. Laut Rechnungen wurde Bischofferode 1625, soweit es wieder aufgebaut war, noch einmal niedergebrannt. Im gleichen Jahr sollen im Nachbarort Pfieffe viele Häuser gebrannt haben und die Kirche zerstört worden sein. Trotz der beiden Brände wurde den Bewohnern Bischofferodes in den Jahren danach kein Steuernachlass gewährt. Das Elend und die Not in der die Bischofferöder in der folgenden Zeit lebten, wirkte sich danach in häufigen Streitfällen, Beleidigungen und anderem mehr stark aus. Einwohner aus Bischofferode standen laufend vor Gericht.

Auch in Mörshausen zeigte der 30jährige Krieg starke Auswirkungen. Walatri Bergmann schreibt darüber: "... die Hölle war los! Man wusste nicht mehr, ob es eigene oder feindliche Soldateska war, die bei uns durchzog, plünderte, alles wegfraß und wegsoff. Es wurde gestohlen. Viele flüchteten immer wieder in die dichten Waldungen. Soldateska des Obristen Lindlo tranken Bierwirt Kratzenberger leer - ohne Entgelt. Danach hatte niemand mehr Nahrung. Dann kamen Tillys Truppen und quälten die Menschen ... 1625 packte alle das Entsetzen, man hatte '2 geschossene Reiter' bei Mörshausen gefunden. Es erfolgten keine Sühnemaßnahmen, Fremde mußten die Täter gewesen sein." (Bergmann 1958)

1634 drangen Kroaten während der Christvesper in die Mörshäuser Kirche ein, schleppten den Pfarrer Longius weg und quälten ihn. Der Pfarrer musste

anschließend zusehen, wie seine Ehefrau, die seit 26 Jahren bettlägrig war, im Pfarrhaus gemartert wurde, um angebliche Geldschätze zu verraten. Pfarrer Longius und seine Tochter Anna wurden dann noch wochenlang mit den Kroaten geschleppt, bevor ihnen in einem günstigen Augenblick die Flucht gelang.

Drei Jahre später kamen die Kroaten noch einmal in unsere Gegend und richteten u.a. die schon beschriebenen verheerenden Schäden in Spangenberg an. Kurz vor Kriegsende, im Oktober 1647, wurde es für die Einwohner Mörs hausens am Schlimmsten. Zwölf Häuser wurden durch die Soldaten des kaiserlichen Generals Melander abgebrannt, Jahrzehnte waren notwendig, bis sich Mörshausen erholt hatte und die Schäden entgültig beseitigt waren.



Überfall von Soldaten auf ein Dorf

Der Krieg als Geschäft

Die Soldaten des Krieges gehörten keinen beständigen Armeen an. Sie betrieben teilweise ihr "Handwerk" heute unter einem katholischen, morgen unter einem protestantischen Machthaber. Wenn nach einer Niederlage der Sold knapp wurde, wechselten die Kriegsknechte ihren Herren und gingen von einer deutschen zur schwedischen oder zur französischen Fahne über. Im Tross des Heeres zogen Frauen und Kinder mit. Lange Wagenkolonnen führten Hab und Gut der Soldaten, Verpflegung und Futter für die Pferde mit.

Für die Heerführer war der Krieg ein Geschäftsunternehmen großen Stils. Sie warben ihre Regimenter auf eigene Kosten an und mussten für Ausrüstung, Sold und Verpflegung aufkommen. Dafür hielten sie sich an den Bürgern in Stadt und Land schadlos. Bei ihnen wurden nicht nur die Soldaten einquartiert, sondern auch Kriegsgelder und Beute jeder Art eingetrieben. Nur gegen einen hohen Barbetrug konnte sich eine Stadt von der gefürchteten Einquartermierung loskaufen. "Der Krieg ernährt den Krieg", lautete ein ungeschriebenes Gesetz. Der größte Kriegsunternehmer jener Zeit war Albrecht von Wallenstein, ein mährischer Adeliger, der sein Vermögen und sein Talent dem Kaiser zur Verfügung stellte. Die Feldherren und ihre Soldaten schlügen die Schlachten des Krieges. Der Bevölkerung in Stadt und Land blieb das große Elend. In den abgebrannten Städten und Dörfern verbreiteten sich Hunger und Seuchen. Die niedergetretenen Felder blieben oft unbestellt. Auf der Flucht vor den plündernden Soldaten fanden viele Menschen den Tod. Die Überlebenden bangten vor neuen Überfällen.



Überfall auf ein Haus im 30jährigen Krieg.

Die Opfer des Krieges

Der Historiker G. Franz schreibt über die Opfer des Krieges: "Nach vorsichtiger Wertung wird man rechnen müssen, dass in diesen 30 Notjahren etwa 40 Prozent der deutschen ländlichen Bevölkerung dem Krieg und den Seuchen zum Opfer gefallen sind. In den Städten mag der Verlust nur auf 33 Prozent geschätzt werden." (Franz 1961)

Tausende und Abertausende von Menschen waren heimatlos geworden. Flüchtlinge, Bettler, Plünderer und Wegelagerer durchzogen noch jahrelang das Land. Es fehlte an Handwerkern, an gelernten Arbeitskräften, an Arbeitsmitteln und Betriebskapital. Das Geldwesen war heillos zerrüttet. Überall prägten "Heckenmünzer", "Kipper und Wipper" auf eigene Faust in Massen minderwertiges Geld. Betrüger und Diebe beherrschten lange Zeit den Markt. Der gewinnbringende Fernhandel war durch den Krieg völlig lahmgelagt. Ausländische Kaufleute liefen jetzt überall den deutschen Händlern den Rang ab. Die früher so einflussreichen Handelshäuser unserer Heimat waren nicht mehr fähig, mit dem Ausland in Wettbewerb zu treten, zumal jede größere staatliche Unterstützung fehlte.

Verändert war die Einstellung vieler Menschen zu Recht und Gesetz. Jahrzehntelang hatten Gewalttat und Not geherrscht, die Menschen waren dadurch hart und roh geworden, eigensinnig, stumpf und gleichgültig gegen fremdes Leid und Unrecht.



Kriegsinvalid

Wirtschaftliche Lage am Ende des Krieges

Nach einer vorgenommenen Volkszählung befanden sich im Jahr 1644 nur 118 Männer in Spangenberg, darunter - so ist zu lesen - etliche Blinde und Lahme. Im Ganzen gab es 155 Familien. Vor dem Krieg, im Jahr 1570, hatte man noch 270 Familien in der Stadt gezählt. Die einst so blühende Stadt bot 1648, als nach 30 Kriegsjahren der Westfälische Friede geschlossen wurde, ein Bild der Verwüstung, Schutt und Trümmer, wohin das Auge blickte. Den meisten Menschen fehlte es am Nötigsten. Oft konnte das Land nicht bearbeitet werden und blieb wüst und brach liegen.

Die Folgen waren Hungersnöte unter der Bevölkerung. Man hatte kaum noch Zug- oder Milchvieh, und ein Neubeginn war mühsam. 1620 gab es im Amt Spangeberg noch etwa 15.000 Schafe, 20 Jahre später waren manche Orte völlig ohne Herden. Erschwert wurde das Los der Bevölkerung dadurch, dass immer wieder Seuchen ausbrachen. Viele Menschen versuchten in ihrer Not durch Rechtsbrüche über die Runden zu kommen. So wird aus dem Raum Spangenberg über starken Wild- und Waldfrevel berichtet. Auch extrem harte Strafen wirkten auf die notleidenden Menschen nicht als Abschreckung.

Die Höhe des Schadens, den die beiden Brände in der Stadt hinterlassen hatten, wird in vollem Umfang aus einem "Verzeichnis der herrenlosen Grundstücke und Brandstätten" ersichtlich, über das Fritz Jütte berichtet. Dieser Verzeichnis dürfte aus dem Jahr 1654 stammen. Man erfährt daraus u.a. folgendes: "Es waren nur wenige Männer, aber viele Frauen übriggeblieben." (Jütte 1979) Hinter den Frauennamen in der Liste hatte der Stadtschreiber oft "rel." vermerkt, das bedeutet "Witwe". Weiter ist zu lesen: "Sie waren alle Elend, aber sie waren gut zueinander bei mit hülfreicher Hand." (Jütte 1979) Nach 1648 gab es in Spangenberg dreimal soviel Frauen wie Männer.

Mangel an Bauholz

Es waren Jahrzehnte erforderlich, um die Baulücken wieder aufzufüllen. Der Wiederaufbau litt vor allem unter einem Mangel an Bauholz. Es soll zu erheblichen Waldverwüstungen und Kahlschlägen in unserer Region gekommen sein, zumal auch der Bedarf an Brennholz erheblich war. Trotz des großen Stadtwaldes war man gezwungen, auch krummes Starkholz beim Fachwerkbau zu verwenden. Den besten Beleg für die erzwungene nutzholzsparende Bauweise liefert der noch heute am Pfarrhaus zu sehende krumme Auflagebalken auf den Sandsteinsockel. Aber auch an anderer Stelle in der Stadt finden sich solche Balken: Am Blösingschen Haus, am Haus Mohr, auf dem Schafhof, in der Bäder- und Frühmessergasse und in der Neustadt. Die Not machte auch erfinderisch: "Der Zimmermann leistete wirklich eine Meisterarbeit, bebeilte die krummen Stämme mit dem Doppelbeil, beließ beim Besäumen mit der Säge weitgehend den Waldbart, die Rinde, am Bauholz, fügte das regelwidrige Balkenwerk mit höchstem Geschick zusammen, und der Maurer unterfütterte die eigenwilligen Grundschenkel, so wie sie gewachsen waren, mit Mauerwerk." (Jütte 1979)

Kurz nach 1648 mögen auch die Arbeitskräfte gefehlt haben, um tiefer auszuschachten. Deshalb setzte man die Grundmauern beinahe leichtsinnig fast obenauf, als ob man nur wert darauf legte, so schnell wie möglich wieder zu einem Behelfsobdach zu kommen. Auf Solidität, Zweckmäßigkeit und Schönheit legte man erst wieder seit 1660 etwas größeren Wert, und den Bauten aus den nachfolgenden Jahrzehnten entstammen die schönsten Häuser mit ebenso schönen und interessanten Inschriften. Auffällig ist eine Tatsache: "Im Schutt der Brandstellen hat man beim Aufräumen oft den alten Herdstein gefunden, ihn sichergestellt, wieder in der Küche verwendet oder in der Grundmauer des Neubaues eingemauert und die Jahreszahl ergänzt. Als Beispiele seien die Häuser Neubäcker-Siebert, Schmidt-Diebel genannt."

(Jütte 1979)

Besonders hart gelitten hatte im Krieg die Neustadt, die relativ ungeschützt vor dem Klosterstor da lag. Dadurch war sie natürlich dem feindlichen Zugriff besonders ausgesetzt. Dort finden sich mehrere Häuser, die auf einen Wieder-

aufbau in den 1670er und 1680er Jahren hinweisen. Verständlich nach all dem Erlebten auch der Hinweis auf den Schutz vor Feuer und Brand, so am Haus Krug: "Dis haus steht in Gottes Handt behütte es vor Feur und Brandt Andreas Ackermann 1684".



Das Pfarrhaus – nach dem Dreißigjährigen Krieg erbaut, mit einem krummen Balken an der linken Seite.

Der Baumeister vieler Fachwerkhäuser aus der Wiederaufbauphase nach dem 30jährigen Krieg ist wohl Engelhard Beisheim gewesen, dessen Namenszug an mehreren Gebäuden aus dieser Zeit zu finden ist. Viele der in 1637 und 1647 abgebrannten Häuser der Stadt wurden erst mehr als 25 bzw. 35 Jahre nach dem Brand wiederaufgebaut. Allein diese Tatsache macht deutlich, welch tiefgreifende soziale und wirtschaftliche Störungen der Krieg in der Zeit bis 1648 verursacht hatte.



Herdstein in der Grundmauer
des Hauses an der Ecke Rathausstraße/ Bädergasse

Es hat lange gedauert, bis Spangenberg sich von den Wunden, die der Krieg geschlagen hatte, wieder einigermaßen erholt hatte. Doch die Stadt hat nie wieder das erreicht, was sie an Wohlstand besessen hatte. Auch das Schloss hat damals seine Bedeutung als Festung eingebüßt, was in erster Linie mit der Verbesserung der Schusswaffen zusammenhing. Dieser Funktionsverlust hatte auch erhebliche Auswirkungen auf das Leben in der Stadt, denn Handel und Handwerk hatten bis dahin von der Anwesenheit des Adels auf dem Schloss profitiert.



Balkeninschrift an einem nach dem 30jährigen Krieg erbauten Haus in der Neustadt.

Leineweber - Von den Anfängen bis ins Industriezeitalter

Jahrhunderte lang war der Flachs anbau, die Verarbeitung des Flachses und das Weben des Leinens ein Haupterwerbszweig der hessischen Bevölkerung. Kein anderes Gewerbe ist so alt, so intensiv in das Alltagsleben der Hessen eingebettet und gleichzeitig so weit verbreitet gewesen wie die Spinnerei und Weberei. Schon im 12. und 13. Jahrhundert war die Leineweberei einerseits ein blühender Erwerbszweig, andererseits aber gleichzeitig ein harter und mühevoller Broterwerb in unserem Raum. Unter den zahlreichen Zünften des 14. Jahrhunderts war die Rotenburger Leineweberzunft wohl die älteste. Ihre Zunftordnung wurde Vorbild für die Weberzünfte in ganz Kurhessen. In fast allen Gegenden Hessens wurde im 17. und 18. Jahrhundert gesponnen und gewebt. Besonderer Schwerpunkt waren die unfruchtbaren Hochflächen des nordhessischen Raumes, deren Grenzböden nur bewirtschaftet werden konnten, weil das bäuerliche Einkommen durch die Gewerbetätigkeit aufgestockt wurde.



Zunftbrief der
Spangenberger Leineweber

"Bestes Leinen für Gesinde- und Magdhemden"

Spangenberg hatte eine blühende Leineweberie bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Landgräfin Elisabeth bezeichnet 1580 Spangenberg, Morschen und "darumher" als diejenigen Orte, in denen man die besten Leinen für Gesinde- und Magdhemden einkaufen könne. Seit 1592 waren die Spangenberger Leineweber in einer Zunft zusammengeschlossen. Die Zunftordnung regelte Preise und Qualität der Waren, setzte aber auch die Aufnahmegelder fest. So war darin u.a. auch festgelegt, was ein Weber bezahlen musste, wenn er Meister werden wollte. "Erfreite" er eine Meisterstochter, so zahlte er nur die Hälfte. Die "Leinenordnung" erließ der Landgraf. Verstöße gegen die Ordnung hatten Zunftstrafen zur Folge. Es bestand außerdem eine feste Markordnung, in der z.B. festgelegt war, dass kein Spangenberger Leineweber seine Kunden ins Haus bitten durfte.

Bereits im Jahr 1620 war der Umfang der Leinenherstellung in Spangenberg mit 169.660 Ellen enorm. 1724 gab es in der Stadt 72 Leineweberfamilien, im gesamten Amt Spangenberg zählte man 16 Jahre später 625 Leinenweber. Das Städtchen glich in dieser Zeit einer großen Manufaktur, denn fast in allen Häusern klapperten Tag und Nacht die Webstühle. Da die Löhne, die von den Ankäufern bezahlt wurden, gering waren, war die ganze Familie an der Anfertigung der Leinwand beteiligt. Schon mit 12 Jahren wurden die Jungen, um das Leineweberhandwerk zu erlernen, in eine Lehre gegeben. Bei größtem Fleiß konnte ein Weber am Tag eine halbe Steige Leinen, das entspricht zehn Ellen, anfertigen.

Neben der Weberei wurde von den meisten Leinewebern die Landwirtschaft weiter betrieben. Interessant auch, dass in unserer Gegend die Lehrer oft im Hauptberuf Leineweber waren, so im Vocke-, Lande-, und Pfieffetal.

Die Weber waren nach ihrer sozialen Stellung in drei Klassen eingeteilt:

- Weber, die das Flachs selbst erzeugten, ihn aufbereiteten und sponnen, d.h. sie verwebten ihr eigenes Produkt,
- Weber, die das Garn kauften, um es anschließend zu verweben,
- Weber, die gegen Bezahlung webten (Lohnweber).

In den verschiedenen Gebieten Hessens wurden unterschiedliche Sorten von Leinen hergestellt. In unserer Gegend wurde fast ausschließlich das Schock-

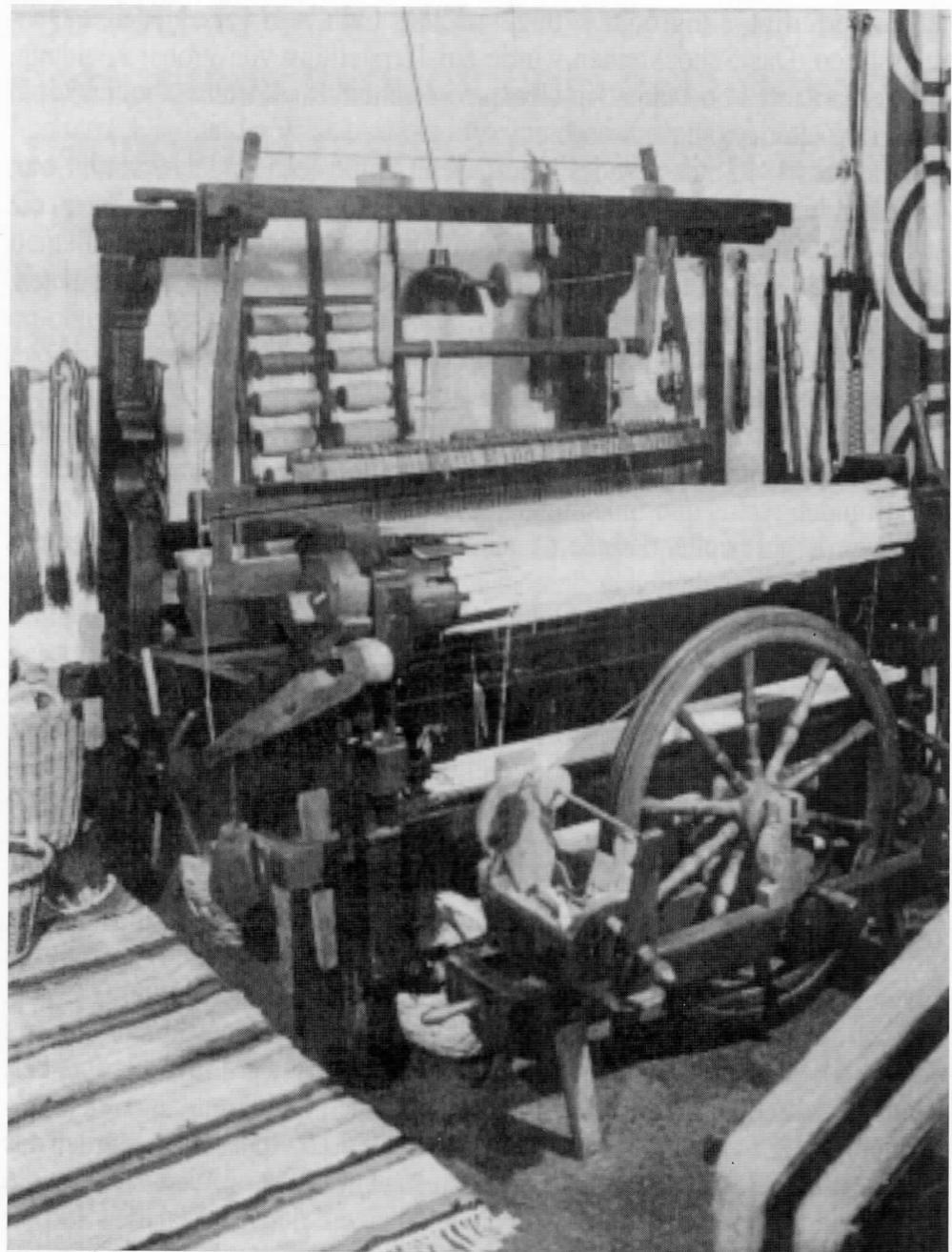
leinen verfertigt, ein gröberes, ungebleichtes Leinen in verschiedenen Qualitätsstufen. Das Schockleinen wurde zur Herstellung von grober Kleidung, zur Verpackung von Waren (in Übersee vor allem für Kaffeesäcke) und zum Bau von Zelten u.a.m. verwandt.

Um das Jahr 1840 musste jedes Stück, wenn es für den Handel bestimmt war, 4/4 Ellen breit und 60 Ellen lang sein. Das Schockleinen war die Sorte, die am meisten Weber beschäftigte und die für den Handel von größter Bedeutung war. Das Hauptgebiet seiner Herstellung war in den Ämtern Melsungen, Spangenberg, Lichtenau, Bischhausen, Sontra, Rotenburg, Oberaula und im Kreis Hersfeld sowie in einzelnen Orten der Kreise Kassel, Hofgeismar, Fritzlar, Homberg, Hünfeld und Fulda.

Georg Landau schreibt im Jahr 1842, dass "das beste Schockleinen im Fuldatale von Melsungen aufwärts bis jenseits Hersfeld und aus dem Tale zwei bis drei Stunden rechts und links hinaus ins Gebirge gewebt" (Landau 1942) wurde. Dort wurde auf großen Flächen Flachs (Lein) angebaut und der Weber ließ das selbst gewonnene Flachs durch seine eigenen Hausleute spinnen und verarbeitete das eigene Garn anschließend weiter.

Bereits 1654 wurde der Export der hessischen Leinwand auf 100.000 Gulden geschätzt. Er erlebte in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts dann seine größte Blüte. Auf den Frankfurter und Leipziger Messen wurde das hessische Leinen, das hoch im Preis stand, gut und gewinnbringend gehandelt. Der Export ging hauptsächlich über Bremen, die wichtigsten Absatzländer waren Spanien und England und deren Kolonien.

Die fast ausschließliche Exportorientierung des Massengutes Schockleinen, das von etwa 2/3 der Leinewebern des Landes produziert wurde, machte es gegen politische und wirtschaftliche Krisen natürlich äußerst anfällig. So ist sowohl die Expansion, als auch der Niedergang der Leineweber eng mit dem Schockleinen verbunden. Das Amt Spangenberg war im 18. Jahrhundert bei der Produktion und dem Export von Schockleinen führend unter den hessischen Ämtern. Genaue Zahlen liegen für 1789/90. In dieses Zeit wurden aus Spangenberg 28.920 Ballen Schockleinen zu je 60 Ellen im Wert von 156.336 Reichstalern exportiert. 1805/06 konnte man ein letztes Mal den Export erheblich auf 50.424 Ballen (Schock) steigern, was einem Wert von 286.424 Reichstalern entsprach.



Handwebstuhl aus dem 16. Jahrhundert und Spinnrad um 1800.

Handelshäuser betrieben Leinenhandel

Der Vertrieb des Leinens geschah durch Handelshäuser in Spangenberg, Hes-sisch Lichtenau, Waldkappel, Hersfeld und Rotenburg. In Spangenberg gab es zwei Leinengroßhandlungen: Hupfeld & Riemann und Schröder. Die Fir-ma Schröder war die größte und bekannteste in ganz Hessen, die enorme Umsätze machte. Sie hat sich auch am längsten, bis in das Jahr 1848 gehalten. Es ist auffällig, dass vom Handelshaus Schröder, wie auch von anderen großen und reichen Leinenhandlungen, keine Impulse zur Industrialisierung ausgegangen sind, obwohl sie nachweislich im Laufe der Jahrzehnte große Vermögen zusammengebracht hatten. Der Mangel an guten Straßen in unse-rer Gegend und fehlende tägliche Post waren kein Hindernis für die beiden Spangenberger Handelshäuser. Sie richteten einen eigenen Botendienst ein. So wurden jede Woche mehrere bewaffnete Boten nach Kassel gesandt, um dort größere Summen Geld zu holen. Die Bedeutung des Handelshauses Schröder wird auch dadurch dokumentiert, dass dem letzte Inhaber der Titel "Kurhessischer Finanzrat" vom hessischen Kurfürsten verliehen wurde.

Die Familie Schröder hatte ihren Sitz in dem Patrizierhaus in der Rathaus-strasse, links gegenüber der Kirche, das auch unter dem Namen "Alte Post" bekannt ist. Anna Bölke, Tochter des letzten Schlosskommandanten, beschreibt im Jahr 1909 in ihrem Buch "Veste Spangenberg" das Schröder-sche Anwesen und gibt damit einen Einblick in das Leben einer reichen Spangenberger Kaufmannsfamilie: "An die Familie Schröder erinnert noch heute das schöne Haus gegenüber der Kirche, in ihm befand sich bis Oktober 1908 die Post, während jetzt (1909) die Rothsche Schulbuchhandlung sowie Redaktion der Spangenberger Zeitung in demselben ist. Kommerzienrat Schröder hatte sich das schöne Haus mit seinem Kunstsinn erbaut (1791), wovon noch heute herrliche Wandmalereien Zeugnis ablegen, und soll in die-sem Tuskulum sogar der große Dichterfürst Goethe zu Gast gewesen sein!"

Die Sommerresidenz der Familie war der heutige Heinzsche Garten (am „Schützenhaus“), im Volksmund immer noch „Schröders Garten“ genannt, derselbe war mit reizenden Anlagen, Baumgruppen und Statuen versehen und bildete ein entzückendes Buen Retiro in heißen Sommertagen. Das klei-

ne Gartenhaus, in welchem die Familie Schröder zur Sommerszeit wohnte, ist auch heute noch genau zu erkennen, doch hat der jetzige Besitzer des herrlichen Anwesens dasselbe natürlich bedeutend vergrößert und, der Neuzeit entsprechend, auch teilweise umgebaut; eine große offene Veranda mit dem unvergleichlich schönen Blick nach der Burg gereicht dem Haus sehr zur Zierde.



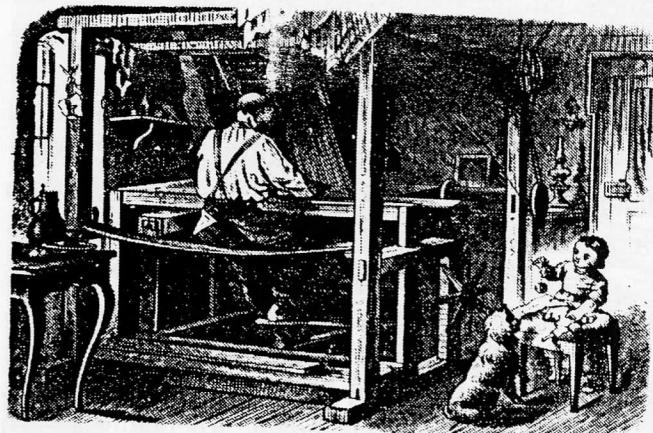
Spangenberg
vor rund
100 Jahren.
In dem Gebäude
vorn rechts
befand sich
ehemals die
Leinegroß-
handlung Schröder.

In dem schönen parkartigen Garten befindet sich, versteckt unter ragenden alten Tannen und moosbewachsenen Steinen, auch ein Grabmal eines Herrn Schröder aus dem Jahr 1823, dankbare Kinder haben dem geliebten Vater den Obelisk geweiht, wie es die Inschrift heute noch kündet: Joh. Lucas Schroe-
der, geb. 15. Juli 1760, gest. 20. Dezember 1818. Manche Wandlungen hat seit jenen Tagen der herrliche Schrödersche Garten über sich ergehen lassen müssen, verschwunden sind die wunderbaren Anlagen und Marmorstatuetten, die aus lauschigen Plätzen hervor den Besucher entzückten, die Springbrunnen, in denen Gold- und Silberfischchen im funkeln Sonnenschein ihr neckisches Spiel trieben; nur einige schöne seltene Baumgruppen erinnern noch an die vergangene Pracht!" (Bölke 1909)

Leineweber - anfangs verachtet und verspottet

Lange Zeit, noch bis ins 18. Jahrhundert hinein, hatten die Leinenweber damit zu kämpfen, dass sie von anderen Gewerbetreibenden verachtet und verspottet wurden. Doch als im 18. Jahrhundert die Leinewebererei das Wollgewerbe immer mehr verdrängte, stieg damit auch ihr Ansehen. 1701 wurden sie amtlich für "ehrlich" erklärt. Ihre Hilfe, die sie bei Hinrichtungen zu leisten hatten, wurde für alle Zeit verboten. Das war auch die Ursache für ihre Verachtung, denn sie mussten bis dahin das Henkergerüst aufrichten und bei Hinrichtungen die Leiter zum Galgen halten.

Von jetzt ab wurde im Zunftbrief vermerkt, dass nur "ehrliche" Leute in die Zunft aufgenommen werden dürfen und dass sie selbst ehrlich sind. Niemals brauchten sie wieder eine Leiter zu halten und von der Aufrichtung des Galgens wurden sie "frei und ledig" gesprochen. Wer sie zukünftig als "unehrliche" Leute beleidigte, wurde mit 100 Gulden bestraft. Im Jahr 1807 wurde mit den anderen Zünften auch die Leineweberzunft aufgehoben. Sie wurde liquidiert und ihr Vermögen eingezogen. Am 5. März 1816 stellte die kurhessische Regierung die Zünfte wieder her. Die Leineweberzunft gehörte aber nicht dazu. Daraufhin schrieben 17 Meister ein Gesuch zwecks "Wiederherstellung der Zunft" an das kurfürstliche Oberzunftamt. Hans Götz stellt fest: "Der Antrag scheint Erfolg gehabt zu haben, denn 1835 gibt es wieder ein Spangenberger Oberzunftamt." (Götz 1986, S. 46)



Der Weber
bei seiner
Arbeit in
der Stube.

Niedergang der Leineweber

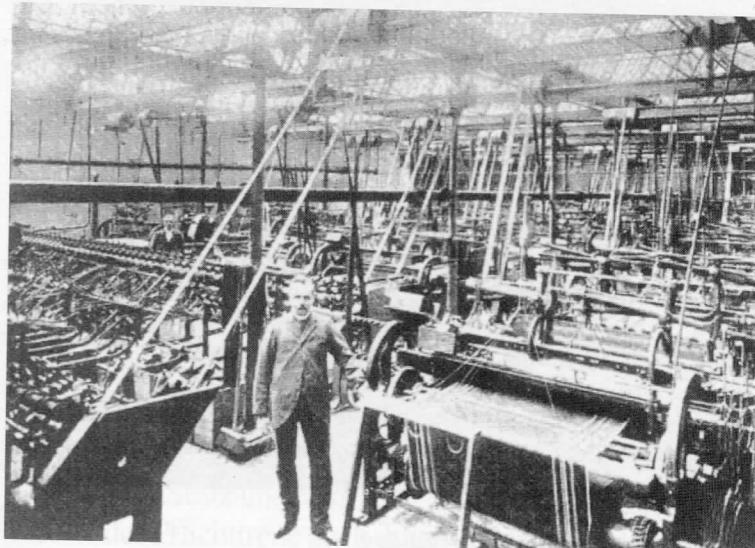
Die Kontinentalsperre hatte zu Beginn des 19. Jahrhunderts verheerende Auswirkungen auf die Leineweber. Durch extrem hohe Zollsätze verlor der Leinenhandel jegliche Rentabilität. Schon 1807 und noch einmal 1809 drohte den Leinewebern in Spangenberg eine Hungersnot. 1811 umschreibt ein Unterpräfekt aus Marburg die Lage in den niederhessischen "cantons" folgendermaßen: "Den Bewohnern dieser cantons, welche sämtlich Leineweber sind, bleibt größtenteils nichts anderes übrig, als zu emigrieren, wenn der Leinenhandel cessiert, denn, da sie in der Regel ihr Brodkorn nicht ziehen, so müssen sie das bare Geld zu dessen Ankauf und die Mittel zur Abführung der öffentlichen Lasten lediglich durch diese Fabrikation erwerben." (zit.n.Dascher 1968, S. 155)

Endgültig besiegelt wurde der Niedergang der Leineweber durch die in England zuerst einsetzende Mechanisierung. Dies verbilligte die Webereiprodukte so sehr, dass das einheimische Gewerbe nicht mehr konkurrenzfähig blieb und bereits im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts deutlich zurückging. Diese Entwicklung brachte auch in Spangenberg einschneidende Veränderungen mit sich. Trotz allem gab es im Jahre 1840 noch 680 Leinenweber im Kreis Melsungen, die ganzjährig beschäftigt waren, davon 80 in Spangenberg. Sie stellten weiterhin hauptsächlich Schockleinen, aber auch sogenanntes Bildzeug (Damast) her. Ende der 1840er Jahre waren die hessischen Leinen-Handelshäuser schließlich infolge englischer Konkurrenz und der Schutzzölle nicht mehr lebensfähig und gingen nach und nach ein.

Vereinzelt klapperte noch in den Dörfern und in Spangenberg das Schiffchen des Webers, der vom frühen Morgen bis tief in die Nacht hinein unter Mithilfe der Frau arbeitete, um dann am Ende der Woche einen Hungerlohn von 6 bis 10 Mark zu erhalten. Heinrich Blum schreibt in seiner "Hessischen Heimatgeschichte": "Da saß der einfache Mann - in der engen, ungedielten Stube mit aufgestreiften Hemdsärmeln und ließ Tag für Tag das Schiffchen sausen, während Frau und Kinder durch Spulen auf dem großen Spulrad seinen Verdienst zu erhöhen versuchten. In den Kleinstädten gab es meist solche Weber, die das Garn aufkauften, es verarbeiteten und auf eigene Rechnung an den

Leinengroßhändler verkauften." (Blum 1931). Die Elle wurde im Verlaufe der Zeit immer Länger und der Lohn immer geringer. Innerhalb weniger Jahre ging die Leinenweberei um mehr als die Hälfte zurück.

Dadurch kam es in den Familien zu unvorstellbarer Not, vor allem in kinderreichen Familien, besonders auf dem Lande. In einem Bericht aus Elbersdorf aus der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts erfährt man über die Leineweber: "Geraum (also: in jüngster Zeit) hat dieser Handel gestockt, und man gewinnt in dieser geldmangelnden Periode samt allem anstrengenden Fleiße kaum so viel, dass man nicht mal die herrschaftlichen Abgaben entrichten und das Leben fristen kann ..." Zum Schluss heißt es, "dass der ohnehin gedrückte Leineweber, welcher in einem Maße von Dürftigkeit schwiebt, folgens der Bettelstab erliegen" werde." (Götz 1986, S. 45) Dascher schreibt über die Auswirkungen des sterbenden Leinengewerbes: "Für die sterilen Walddörfer der Ämter Spangenberg, Bischhausen und Lichtenau im besonderen ... ist der Niedergang des Gewerbes gleichbedeutend mit einer schweren Erschütterung ihrer sozialen Verhältnisse, die den Schilderungen über die Not der schlesischen Weber wenig nachsteht." (Dascher 1968, S. 158) Auch öffentliche Debatten (1831, 1843 und 1846) und Flugschriften "Über den Notstand der hessischen Schocklinneweber" konnten die Entwicklung nicht mehr aufhalten.



Mechanische
Webstühle –
Ursache für den
Niedergang der
Leineweber.

In den 70er Jahren kam das Weberhandwerk in unserer Gegend fast völlig zum Erliegen. 1880 gab es in Spangenberg nur noch 11 Leineweber (darunter drei Bildzeugweber), die aber nach und nach das Weben als Haupterwerbsquelle ebenfalls aufgaben. Aus- und Abwanderungen waren die Folgen des aussterbenden Handwerks. Zahlreiche Weber zogen in das rheinisch-westfälische Industriegebiet, wo sie in vielen Fällen Arbeit und besseren Verdienst fanden. In dem schon erwähnten Jahr 1880 betrieben die Bewohner Spangenbergs fast durchweg – neben ihrem eigentlichen Gewerbe – Ackerbau. In Wilhelm Siebalds Chronik ist zu lesen: "Da der Ackerbau wegen des coupierten Terrains sehr beschwerlich und in manchen Feldlagen dürrtig ist, so ist bei allem Fleiße der Bevölkerung eigentlicher Wohlstand in Spangenberg nicht zu Hause. Immerhin aber darf man mit Recht behaupten, dass der Spangenberger redlich mit den Verhältnissen kämpft. Ist die Leineweber hier auch nicht mehr wie früher in Schwung, so wird doch, insbesondere zur Winterszeit, die Weberei in vielen Familien noch betrieben. Auch betreiben viele Einwohner die Schreinerei und die Erzeugnisse derselben, sowie auch die Fabrikate der zahlreichen Spangenberger Schuhmacher werden gern gekauft." (Siebald 1880, S. 6)



Blick auf die Spangenberger Altstadt Anfang des 20. Jahrhunderts.

Das Industriezeitalter hält in Spangenberg Einzug

Als Aufkäufer der, von den immer weniger werdenden, Hauswebern hergestellten Waren betätigte sich nach dem Eingehen der beiden Leinen-Handelshäuser Schröder und Hupfeld & Riemann der Kaufmann Johann Georg Salzmann in Spangenberg. Er betrieb zwar in der Hauptsache eine ziemlich große Landwirtschaft, daneben führte er aber ein, für die damaligen Verhältnisse der Stadt, nicht unbedeutendes Geschäft mit Garnen und Webwaren.

Diesem Geschäft wurde später durch die Aufstellung von Handwebstühlen ein kleiner Fabrikbetrieb angegliedert. In dieses, bis dahin unter dem Firmennamen "Salzmann und Behrens" geführte, Geschäft trat am 1. November 1876 Heinrich Salzmann, der Sohn von Johann Georg, ein. Bei ihm handelt es sich um den späteren Gründer der Kasseler Weltfirma "Salzmann & Comp.". Nach Absolvierung einer kaufmännischen Ausbildung hatte er auf ausgedehnten Reisen im In- und Ausland wichtige Anregungen für seine unternehmerische Tätigkeit bekommen.

Der Einfluss des unternehmungsfreudigen jungen Teilhabers der Firma "Salzmann und Behrens" machte sich bald im Spangenberger Betrieb bemerkbar. Heinrich Salzmann hatte die Bedeutung und Zukunft der mechanischen Weberei erkannt und richtete einen eigenen mechanischen Webereibetrieb ein. Das Geschäft wurde bald nach Kassel verlegt, um eine größere Ausdehnung möglich zu machen. Bis zum Jahr 1885 hatte es Heinrich Salzmann geschafft, Fabriken in Kassel und Melsungen aufzubauen und eine Fabrik mit 160 Webstühlen in Schlesien zu pachten.

Ob Heinrich Salzmann dabei immer der soziale Unternehmer war, als den ihn Friedrich Heinlein im folgenden beschreibt, sei angesichts der schwierigen sozialen Verhältnisse unter denen die Fabrik-Arbeiterschaft im kaiserlichen Deutschland leben musste, hier zumindest angezweifelt. "... hatte er stets ein echtes soziales Empfinden gegenüber seiner Belegschaft gezeigt und deren Interessen und Wohlergehen zu wahren gewusst. Deshalb sahen auch die Arbeiter mit Stolz und Vertrauen zu ihrem Arbeitgeber empor, in dem sie ein Vorbild der Pflichttreue auch ihnen gegenüber erblickten." (Heinlein 1950)

Im Jahr 1900 knüpfte auch der Kaufmann Louis Salzmann, ein Bruder Heinrichs, an die alte Leinenweber-Tradition in Spangenberg an. Er gründete eine mechanische Weberei und Spinnerei, deren erste Fabrikräume sich in der Spangenberger Altstadt, in der "Bratekachel" befanden. Der Betrieb wurde anfangs mit 28 Webstühlen und mit einer kleinen 50-PS Lokomobile aufgenommen. Nach einigen Jahren musste die kleine Maschine einer 100-PS-Maschine Platz machen, weitere Webstühle wurden aufgestellt und die Herstellung von Schlafdecken, hauptsächlich für den ausländischen Export, aufgenommen.

Das Unternehmen firmierte anfänglich unter "Meurer & Co., Mechanische Scheuertuchweberei", genannt nach dem Schwiegervater des Inhabers. 1921 wurde die Firmenbezeichnung G. W. Salzmann gewählt und ins Handelsregister eingetragen. 1913 entschloss sich Salzmann, im Dörnbachtal, nahe dem Bahnhof, eine große Fabrik mit eigenem Gleisanschluss zu bauen.

Von dieser Zeit an war es möglich, die Fabrikation vom Rohstoff bis zur Fertigware im eigenen Betrieb durchzuführen. Die Stellung der Fabrik auf dem Markt wurde damit erheblich verbessert. Der gesamte Betrieb gliederte sich in Spinnerei, Weberei, Reißerei, Rauerei, Färberei, Druckerei und Näherei. Die Verbindungen der Firma reichten weit über die Grenzen Deutschlands hinaus bis in überseeische Gebiete. Im Jahr 1925 hatte der Betrieb mehr als 200 Beschäftigte, er war damit "führend und tonangebend auf dem Gebiet der Industrie Spangenbergs. Mit dem Stehen und Fallen des Betriebes war das Wohl und Wehe, das Glück und Unglück Hunderter von Familien unlöslich verknüpft." (Heinlein 1950) Die dominierende Stellung im Wirtschaftsleben der Stadt sollte der Betrieb noch für einige Jahrzehnte behalten.

Sozialstruktur vom 18. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts

In diesem Kapitel soll schlaglichtartig ein Blick auf die Sozialstruktur Spangenbergs in den letzten 250 Jahren geworfen werden. Die gesellschaftlichen Veränderungen, die sich in dieser Zeit vollzogen haben, werden dadurch am besten deutlich.



Bis weit in das 20. Jahrhundert hinein prägten die Ackerbürger noch das Bild in der Spangenberger Altstadt.

Bäuerliches Leben

Noch weit bis in das 19. Jahrhundert hinein war Spangenberg ein typisches "Ackerbürgerstädtchen". Die meisten Bewohner betrieben um diese Zeit neben ihrem eigentlichen Gewerbe noch Ackerbau. Da die Erträge, bedingt durch die bergige Lage der Ländereien, dürftig waren, hatten die Spangenberger ein hartes Los. Wohlstand war zu dieser Zeit im Ort kaum zu finden. Das galt auch für die Dörfer der Umgebung, deren Bevölkerung ganz und gar auf den landwirtschaftlichen Bedarf angewiesen war. Missernten konnten verheerende Auswirkungen haben.

In Bildern und Geschichten über die Landarbeit früher erscheint diese oft als ewiges Säen und Ernten. Als wichtige Daten im bäuerlichen Arbeitsjahr wurden diese Tätigkeiten häufig mit Bräuchen verbunden, die in den einzelnen Landschaften unterschiedlich ausgeprägt waren. Sie wurden immer wieder gemalt und beschrieben. Den oft romantisierenden Darstellungen stand jedoch in der Realität ein harter bäuerlicher Arbeitsalltag gegenüber. Neben dem Säen und dem Ernten gab es noch eine Vielzahl anderer Arbeiten auf Feld und Hof, die erledigt werden mussten. Der bäuerliche Arbeitsalltag war lang, Freizeit kannte man nicht. Muskelkraft von Mensch und Tier spielten eine entscheidende Rolle, wenngleich man sich insbesondere seit der Mitte des letzten Jahrhunderts nach und nach immer mehr technischer Hilfsmittel bedienen konnte. Dennoch blieb die bäuerliche Tätigkeit sehr arbeitsintensiv und alle Mitglieder der Großfamilie waren in den Arbeitsprozess eingespannt. Bis in die 50er Jahre dieses Jahrhunderts hinein waren viele Betriebe auf ihre Zugtiere bei der Feldarbeit angewiesen, und das Mähen mit der Sense gehörte zum Arbeitsalltag.

"Im Märzen der Bauer die Rösslein einspannt..." – dieses alte Volkslied klang vor einigen Jahrzehnten noch aus den Schulsälen der Dorfschulen. Es hatte Bedeutung, im wahrsten Sinne des Wortes, denn Pferde waren für die Bauern unentbehrliche Arbeitstiere zum Ziehen von fahrbaren Arbeitsgeräten. Niemand aber besang die vielen Kühe, die von Kleinbauern, die keine Pferde besaßen, als Zugtiere eingesetzt wurden und hart im Joch arbeiten mussten. Kuhgespanne waren früher, vor allem im Frühling, Sommer und Herbst, ein

alltäglicher Anblick. Für kleinere Bauern waren in unserer Gegend Kühe die einzigen Zugtiere. Man spannte zwei, auch mal drei oder vier Kühe bei schwerem Gefährt oder steilen Wegen vor den Wagen.

Im Hochsommer war die Zeit der Getreideernte. Sie war in früheren Jahren die "Hochzeit" im bäuerlichen Arbeitsalltag. Als es noch keine Mähdrescher gab, stand auch bei der Getreideernte die Handarbeit im Vordergrund. Anfang der fünfziger Jahre sah man auf kleineren Ackerflächen noch Bauern, die das Getreide mit der Sense mähten. Schwer ist sicher die Arbeit der Bauern auch heute noch, aber durch den vermehrten Einsatz von Maschinen und mechanischem Gerät hat sich doch vieles verändert. Was noch vor einer Generation von mehreren Personen in Handarbeit geschafft wurde, vor allem auf Äckern und Wiesen, wird heute größtenteils maschinell und oft nur von einer einzigen Person verrichtet.



Zusammenarbeit einer Bauernfamilie bei der Heuernte.

Ein besonders hartes Los hatten früher die Bauersfrauen, denn sie mussten neben umfangreichen Arbeiten in Haus, Hof, Stall und Garten auch viel bei der Feldarbeit mithelfen. Besonders wichtig war die Vorratshaltung für den Winter, denn auch während dieser Zeit musste man sich mit allem selbst versorgen. Viele Dinge, die heute von uns im Supermarkt gekauft werden, mussten in mühevoller Arbeit selbst hergestellt werden, so beispielsweise Butter, Käse, Sauerkraut und vieles mehr. Auch hier kam den Frauen eine besondere Rolle zu. Arbeitsteilig wurden viele Dinge erledigt, wie z.B. das Schneiden und Hobeln des frisch geernteten Kohls, um ihn anschließend zu verarbeiten und in Fässern zu lagern. Die Arbeit strengte an, sie bot jedoch auch Gelegenheit, über vieles, was im Dorf passierte zu reden.

Dorfleben und Leben in der Kleinstadt bedeutete eine überschaubare, festgefügte Lebens- und Arbeitswelt mit weitgehend übereinstimmenden Wertvorstellungen und Normen. Der größte Teil des Lebens war mit Arbeit ausgefüllt. Die Trennung von Arbeit und Freizeit kannte man nicht. Auch in den Mußestunden wurden oft kleinere Arbeiten, wie Stickern, Stricken, Häkeln, Flicken und Ausbessern, verrichtet. Eine willkommene Abwechslung im Arbeitsalltag waren die Feste, die man intensiv feierte, oft das einzige Vergnügen der Landbevölkerung.

Auf den Dörfern und in den kleinen Städten kannte einer den anderen, kein Tag blieb im Verborgenen, kein Geschehnis unkommentiert. Es herrschte eine strenge Hierarchie nach Besitz, strikte Rollenzuweisung zwischen den Geschlechtern und soziale Kontrollen. In der Kirche hatte jeder seinen Platz, vorne oder hinten, oben oder unten, je nach Stand und Geschlecht. Die oft beschworene und idealisierte Gemeinschaft hatte so auch ihre Kehrseiten. Die Stigmatisierung von nicht arbeitsfähigen Mitgliedern als "wertlose Missetter" zum Beispiel war eine harte Realität in dieser Gemeinschaft, in der die Arbeit die zentrale Rolle spielte.

Einwohnerzahl und Berufe im 18. Jahrhundert in Spangenberg

Bauern, Handwerker und Kaufleute und eine große Anzahl von Tagelöhnern waren im Verlauf der Jahrhunderte in Spangenberg zuhause. Die Landwirtschaft war bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein noch durch die Dreifelderwirtschaft geprägt, und die Erträge waren in unserer Gegend meist gering, so dass für viele Bauern eine zweite Erwerbsquelle notwendig wurde.

Das Handwerk war noch bis in das 19. Jahrhundert hinein festen Zunftordnungen unterworfen und der Rahmen der Tätigkeiten für die Kaufleute wurden durch die Hansegrebergilde festgelegt. Typisch für Spangenberg war lange Zeit – wie schon erwähnt – der "Ackerbürger", der Handwerker, der neben seinem Handwerk noch Landwirtschaft betrieb. So finden wir heute noch in der Stadt, z.B. in der "Langen Gasse", die typischen Ackerbürgerhäuser mit ihrer großen Toreinfahrt. Zahlen belegen den hohen Anteil der Ackerbürger: 1724 waren nur neun Bauern ausschließlich in der Landwirtschaft tätig.

Die Zahl der Einwohner der Stadt Spangenberg war vor allem im 16. und 17. Jahrhundert großen Schwankungen unterworfen. Während im Jahr 1570 insgesamt 270 Familien verzeichnet waren, zählte man 1640 nur noch 155. Diese Entwicklung ist vor allem auf die Dezimierung der Bevölkerung während des 30jährigen Krieges zurückzuführen. Dass dieser Krieg auch in Spangenberg seine sichtbaren Spuren hinterließ wurde bereits in einem Kapitel dieses Buches ausführlich dargestellt.

Im Jahr 1740 hatte die Stadt 1100 Einwohner. Diese Zahl stieg bis zum Ende des Jahrhunderts an. Insgesamt zählte man 235 Häuser im Stadtgebiet, darunter zwei Mühlen sowie 77 "einfache" Häuser. Vorherrschender Erwerbszweig war zu dieser Zeit die Leineweberei, über die im vorigen Kapitel ausführlich berichtet wurde.

Es gab 1740 insgesamt 68 Leineweberfamilien in Spangenberg. Auch die Schuhmacher, die gut 100 Jahre später, nach dem Niedergang der Leineweberrei die dominierende Rolle spielen sollten, waren schon stark vertreten. Im einzelnen gab es in Spangenberg folgende Gewerbe:

68	Leineweber	2	Müller
14	Schuhmacher	1	Apotheker
12	Metzger	1	Bader
10	Schneider	1	Fenstermacher
5	Hufschmiede	1	Hutmacher
4	Bender	1	Knopfmacher
4	Färber	1	Musiker
4	Gasthalter/Wirte	1	Sattler
3	Drechsler	1	Seifensieder
3	Lohgerber	1	Strumpfweber
3	Schlosser	1	Tabakspinner
3	Schreiner	1	Töpfer
3	Seiler	1	Wagner
3	Weißgerber	1	Weißbinder
3	Zimmerleute	1	Ziegel- u. Steinbrecher
2	Chirurgen	12	Krämer und Handelsleute
2	Dachdecker	32	"Gemeinere"
2	Maurer/Steinmetzen		

Unter den zum Schluss aufgeführten "Gemeineren" sind insbesondere die Tagelöhner zu verstehen, darunter aber auch Kuh- und Schweinehirten, Schäfer und Feldhüter. Daneben gab es "Personen vom Stand", z.B. Beamte und Pfarrer, über deren Anzahl aus den Unterlagen nichts Näheres zu entnehmen ist. Außer den genannten Berufgruppen werden in der Statistik noch "Handelsjuden" – jüdische Händler - aufgeführt, für 1724 fünf, 1740 liegt die Zahl bei vier.

Die einzelnen Handwerkszweige waren noch in Zünften zusammengeschlossen. Die Zünfte haben in Spangenberg, wie auch an anderen Orten seit dem Mittelalter bestanden. Doch die wirtschaftlichen Veränderungen im 19. Jahrhundert machten sie schließlich überflüssig, ja sogar zu einem Hemmnis der Entwicklung. Sie zerfielen endgültig mit dem Erscheinen der Deutschen Gewerbeordnung am 21. Juni 1869, die den Zunftzwang aufhob.

Bürger durften brauen

Eine große Anzahl von Bürgern besaß die Brauerkonzession. Reihum wurde nach Losen im städtischen Brauhaus gebraut. Der Name "Brauhausplatz" weist noch auf dieses alte Recht hin. 125 Bürgern stand dieses Recht im Jahr 1740 zu. Es war Teil der Stadtrechte, die 1309 durch Hermann von Treffurt verliehen worden waren. Jeder freie Stadtbürger konnte gegen eine Abgabe dieses Recht zum Bierbrauen erwerben. Das gebraute Bier diente nicht nur zum eigenen Verbrauch, sondern auch zum Weiterverkauf in den Wirtschaften der Stadt.

Als Gastwirtschaft werden 1724 genannt: "Löwe", "Stern", "Ross" und "Ratskeller". Jeder Bierbrauer hatte außerdem das Recht, sein selbstgebrautes Bier 14 Tage lang - ähnlich wie heute noch in den "Straßenwirtschaften" der Weinanbaugebiete - in ihrem Haus auszuschenken.



Die
Durchfahrt
vom
Brauhaus-
platz zum
Burgsitz.

Anfang des 19. Jahrhunderts: Schwere Zeiten

Zu Anfang des 19. Jahrhunderts hatte Spangenberg schwere Zeiten zu überstehen. Durch die Kontinentalsperre stockte der Leinenhandel und den Leinewebern fehlte Brot und Arbeit. Das hatte Auswirkungen es kam zu "Hungerjahren" in Spangenberg.

Zwischen 1806 und 1813 verschuldete die Stadt immer mehr, es war nur noch durch ein Darlehen möglich, die Gehälter für die städtischen Beamten aufzu bringen. Die Pferde- und Wagenhalter der Stadt wurden durch die Franzosen zwischen 1805 und 1809 zu Kriegsdiensten herangezogen. Die Dienste, meist Pferdefuhren, wurden der Stadt in Rechnung gestellt, insgesamt 714 Taler, die später auf 579 Taler reduziert wurden. 1819 war diese Schuld noch immer nicht getilgt. Der Stadt wurden darüber hinaus Zwangsanleihen durch die Jeromeregierung auferlegt.

Das Jahr 1829 war ein Regenjahr voller Sorgen. Durch die übermäßigen Niederschläge verkam fast die gesamte Ernte auf den Feldern und das Getreide wuchs aus. Es regnete fast ohne Unterbrechung von Beginn der Ernte über den Herbst bis zum Winter, so dass die Feldfrüchte nur ungenügend geerntet und die Felder im Herbst nur mangelhaft bestellt werden konnten. Das eingesäte Getreide verfaulte in der nassen Erde und keimte nicht. Dadurch wurden die kommenden Jahre wieder zu Hungerjahren.

Das Jahr 1838 brachte wieder eine magere Ernte. 1842 war ein Jahr mit großer Trockenheit, so wäre durch diesen kümmerlichen Ertrag im Frühjahr 1843 beinahe erneut eine Hungersnot unter der Spangenberger Bevölkerung ausgebrochen. Erst im Juli des gleichen Jahres gelang es mit Hilfe von ausländischem Getreide der Nöte Herr zu werden. Der Preis des Brotgetreides stieg auf 10 Taler für ein Viertel (1 Viertel = 3 Zentner).

Besonders hart war die Lage im Jahr 1845, einem Jahr großer Missernten, in dem das Elend noch durch den zunehmenden Niedergang der Leineweber verschlimmert wurde. Nur der Eisenbahnbau der Strecke Kassel-Bebra gab für einige Arbeit und Brot.

In diesen Hunger- und Notjahren, von denen man sich heute nur schwer eine Vorstellungen machen kann, mussten die Lebensmittel mit zermahlenen Runkelrüben versetzt und gestreckt werden, da es auch an Kartoffeln mangelte. Die noch vorhandenen Kartoffeln konnten lediglich zum Verfüttern an das Vieh oder zum Brennen von Kartoffelschnaps verwendet werden. Zeitgenossen berichten über das erbärmliche Getränk, das nach faulen und verdorbenen Kartoffeln geschmeckt haben soll. Wer Kartoffeln zum Brennen von Alkohol verbrauchte, wurde mit einer Strafe von 5 Talern belegt.

Auch die Jahre 1850 und 1851 brachten dürftige Getreide- und Kartoffelernten, so dass die Zeit bis zum Bau der Bahnlinie 1875 von Hunger, Teuerung und armseligen wirtschaftlichen Verhältnissen gekennzeichnet waren.



Kartoffelernte in alter Zeit.

Einwohnerzahl und Berufe Ende des 19. Jahrhunderts

Auch im Verlauf des 19. Jahrhunderts gab es Schwankungen in der Bevölkerungsentwicklung des Ortes, wenngleich in viel geringerem Ausmaße als in den Jahrhunderten zuvor. 1841 bewohnten 2088 Menschen die Stadt, doch mit dem Rückgang der Leineweber als Haupterwerbsquelle sank die Bevölkerungszahl. So gab es 1880 in Spangenberg insgesamt noch 1818 Einwohner, die in 240 Häusern mit 415 Haushaltungen wohnten.

Auch zu dieser Zeit betrieben die meisten Spangenberger, wie hundert Jahre zuvor, neben ihrem eigentlichen Gewerbe weiterhin Ackerbau. Sowohl die Landwirtschaft als auch der handwerkliche Beruf reichten allein nicht aus, um eine Familie ernähren zu können. Da die Erträge, bedingt durch die bergige Lage der Ländereien, recht dürftig waren, hatten die meisten Spangenberger ein hartes Los, und Wohlstand war in dieser Zeit bei den meisten Menschen nicht zu finden.

Bedeutend waren die Leistungen Spangenbergs insbesondere auf dem Gebiet der Schreinerei und der Schuhmacherei. Im einzelnen waren in Spangenberg um 1880 folgende Berufsgruppen vertreten:

61	Schuhmacher	2	Lohgerber
16	Schreiner	2	Küfer
10	Bäcker	2	Schlosser
9	Schneider	2	Buchbinder
9	Wirte	2	Pflasterer
8	Leineweber	2	Wagner
7	Weißbinder und Dach-decker	3	Bildzeugweber
		2	Blechschniede
5	Metzger	1	Kupferschmied
4	Müller	1	Bierbrauer
3	Färber	1	Maurer
3	Holzdrechsler	1	Schornsteinfeger
3	Ziegelbrenner	1	Münzenmacher
3	Hufschmiede	1	Korbmacher

1	Barbier	29	Kauf- und sonst. Handels-
2	Sattler		leute
2	Seiler	70	Tagelöhner

Wenn man die Berufsstruktur von 1740 und 1880 miteinander vergleicht, so fällt auf, dass es zum einen zwischen einzelnen Handwerksberufen erhebliche Verschiebungen gegeben hat. Am eklatantesten ist der Rückgang der Leineweberie von 68 auf 11 Weber und der schon erwähnte Anstieg im Schuhmacherhandwerk, das allerdings auch schon 1740 mit 14 Zunftangehörigen stark vertreten war.

Aber auch beim Schreinerhandwerk hat es im Laufe von fast eineinhalb Jahrhunderten einen deutlichen Anstieg von 3 auf 16 gegeben. Zum anderen wird aus einem Vergleich der beiden Statistiken deutlich, dass es erhebliche Veränderungen im Gesamtgefüge der Berufsstruktur gegeben hat.

Die Zahl der Tagelöhner hat sich von 32 auf 70 mehr als verdoppelt. Denkbar ist hier ein Zusammenhang mit der Berufssituation der Leineweber: Weber, die mit ihrem erlernten Handwerk nichts mehr verdienen konnten, sanken zu Tagelöhnern herab. Bei den Kaufleuten und Händlern ist ebenfalls ein Anstieg zu verzeichnen, von 16 auf 25. Die Gesamtzahl der Handwerker blieb dagegen weitgehend konstant, ebenso wie die Anzahl der aufgeführten Berufe (1740: 33; 1880: 30).

Vergleich der Berufsstruktur Spangenbergs 1740 und 1880

Jahr	Kaufleute/ Händler	Handwerker	Tagelöhner
1740	16	164	32
1880	25	169	70

Schuhmacher, Schreiner und andere bedeutende Handwerkszweige

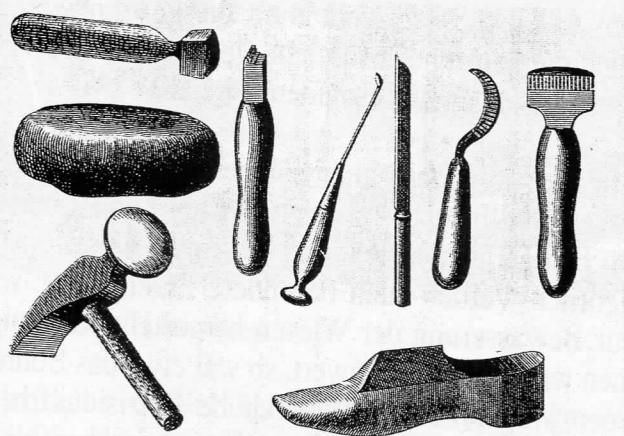
Gegen Ende des Jahrhunderts gab es fast 70 Schuhmacher in Spangenberg. Sie brachten ihre Waren in großem Umfang zu Fuß nach Kassel, um sie dort abzusetzen bzw. abzuliefern. Viele Male wurde von ihnen der 6-stündige Weg dorthin zurückgelegt. Das Handwerk des Schuhmachers ist – wie die Weberei – ein sehr altes Handwerk. Im Mittelalter kam dem Schuhmacherhandwerk besondere Bedeutung zu. Der Lederschuh im heutigen Sinne wird seit dem Mittelalter getragen. Man trug die Schuhe nach dem Range der Personen, je höher der Rang, desto länger war der Schuh. Erst 1782 machte Peter



Arbeit in einer
Schuhmacherwerkstatt

Canger den Vorschlag, die Schuhe nach der Form der Füße einzurichten. Aber auch danach legte man noch immer mehr Wert auf bloße Zierlichkeit als auf Bequemlichkeit und Zweckmäßigkeit. In großen Städten gab es Spezialisierungen unter den Schuhmachern – eigene Schumacher für Männer und für Frauen.

Bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts hinein wurden die Schuhe ausschließlich handwerklich hergestellt. Auch noch Jahrzehnte danach fand man überall Schuhmacher, die ihr Handwerk nach herkömmlicher Art betrieben. Ein geschickter Schuhmacher nimmt Maß, sucht einen Holzleisten, der den



Werkzeuge
des Schuhmachers

Maßen des Fußes entspricht und fertigt um diese Leisten herum den Schuh. Die Hauptteile des Schuhs bestehen aus Lauf- und Brandsohle, Lederrahmen und dem aus einem Dutzend Weichlederstückchen geschnittenen Schaft. Der Schuhmacher arbeitet mit vielen unterschiedlichen Werkzeugen, wie beispielsweise dem Kneif – einem runden Messer, womit er das Leder auf dem Werkbrett nach dem vom Fuße genommenen Maße zuschneidet –, dem Stahl, der Raspel, der Aale, dem Stechholz, der Klettschiene, dem Schusterhammer, der Falzzange – mit der er das Oberleder über den Leisten zieht – und vielen anderen Spezialwerkzeugen mehr.

Die Blüte des Schuhmacherhandwerks sollte in Spangenberg nur von kurzem Bestand sein. Nach dem Niedergang der Leineweberie zu Anfang des 19.

Jahrhunderts, hatte um die Wende zum 20. Jahrhundert auch der langsame aber stetige Niedergang dieses Handwerks begonnen. Die Zahl der Schuhmacher war um 1900 schon auf 45 zurückgegangen. Die Konkurrenz durch Fabrik-Produkte bewirkte den Niedergang dieses Handwerkszweiges.

Der Schreiner oder auch Tischler genannt, ist ein Handwerksberuf, der heute noch überall anzutreffen ist. Die bekanntesten Zweige dieses Gewerbes sind die Bau- und Möbelschreiner. Auf welchem hohen Stand dieses Handwerk schon in vergangenen Jahrhunderten bei uns war, zeigen viele bis heute erhalten gebliebene Möbelstücke wie Truhen, Tische, Stühle und Schränke - teils mit Schnitzereien und Einlegearbeiten aus verschiedenen Holzarten versehen. Von Geschicklichkeit und künstlerischem Sinn dieser Handwerker zeugen manche schönen Innentreppen und zahlreiche geschnitzte und verzierte Haustüren in Spangenberg und den umliegenden Dörfern.

Der Wagner oder Stellmacher ist ein ebenso alter holzverarbeitender Handwerksberuf wie der Schreiner. Stellmacher fertigten Gestelle und Leitern, hölzerne Pflüge und andere Feldgeräte, Wagen aller Art und Geräte für die Flachs bereitung an. Gelegentlich wurden auch besondere Erzeugnisse, wie etwa Wasserschöpfräder zur Bewässerung der Wiesen hergestellt. Genauigkeit bei der Arbeit hatte einen wichtigen Stellenwert, so war etwa das Bohren der Radnabe eines hölzernen Wagenrades handwerkliche Präzisionsarbeit. Sie war Voraussetzung dafür, dass später das Rad am Wagen einwandfrei in der Spur laufen konnte. Neben diesen beiden Hauptberufen der Holzverarbeitung, dem Schreiner und dem Stellmacher, gab es weitere Spezialberufe, die Holz als Grundmaterial verarbeiteten, so etwa den Drechsler, den Schindelmacher, den Böttcher (auch Fassbinder oder Küfer) oder den Rechenmacher.

Der Schmied ist der älteste metallverarbeitende Handwerker und seit jeher ein angesehener Beruf. Es gab vielerlei Arten dieses Berufes, beispielsweise Grobschmied, Wagen- und Hufschmied, Waffen-, Messer- und Nagelschmied, Blech-, Kupfer- und Goldschmied, Kunsts chmied oder Kleinschmied (Schlosser). Die Erzeuger kleinerer geschmiedeter Metallwaren haben sich mehrfach die Arbeit aufgeteilt. Zuerst sind da der Grobschmied und dann der Zeugschmied zu nennen, die eine Menge land- und hauswirt-



Arbeit in einer Tischlerwerkstatt

schaftliche Geräte herstellten, wie auch gewöhnlich Werkzeuge: Äxte, Meißel, Hämmer, Zangen u.a.. Der Messerschmied lieferte Messer und Gabeln und überhaupt schneidende Waren, der Nagelschmied beschränkte sich auf die Herstellung von Nägeln. Außerdem gab es noch den Sensen-, Löffel- und Waffenschmied. Der Grobschmied war in der Regel auch der Hufschmied. Der Hufbeschlag war keine leichte Arbeit, denn inmitten der harten Teile des Hufes liegen auch sehr empfindliche Bereiche. Diesen darf der Hufschmied weder mit dem Messer noch mit Nägeln zu nahe kommen, wenn er dem Pferd keinen Schaden zufügen will. Auch muss er auf die Form des Hufes Rücksicht nehmen, ebenso wie auf die Art und Weise des Auftretens des Pferdes.

Früher hatte fast jedes Dorf eine Schmiede. Das hat sich heute grundlegend geändert. Auch die Schmiede mussten sich, um beruflich zu überleben, der

Zeit anpassen. Aus den Huf- und Wagenschmieden unserer Städte und Dörfer sind vielseitige eisenverarbeitende Handwerker geworden. Einige Schmiede haben sich auf den Hufbeschlag spezialisiert. Pferde gibt es heute wieder häufiger, wobei sie kaum noch als Arbeitstiere genutzt werden. Noch bis zur Jahrhundertwende war es oft so, dass manche Schmiedemeister auch als Zahnärzte und Viehdoktoren in der ganzen Gegend bekannt waren. Diese Tätigkeit wurde von dazu fähigen Leuten – sie nannten sich Kurschmiede - neben ihrem eigentlichen Beruf ausgeübt. Denn Zahnärzte und Tierärzte im heutigen Sinne gab es in manchen ländlichen Gegenden nicht.

Das Schmieden an sich beruht auf der Eigenschaft des Eisens und Stahls, durch Glühhitze weich und formbar zu werden. Die Verarbeitung dieser Metalle mit dem Hammer, also das Schmieden, erfordert sehr viel Geschick. In der Schmiedeesse wird das Eisen zum Glühen gebracht. Die zum Schmieden gebrauchten Hämmer unterscheiden sich nach Schwere, entweder als Handhammer (1 bis 2 1/2 kg) oder als Zuschlaghammer (3 bis 10 kg). Die Zuschlaghämmer haben sehr lange Stiele, so dass sie mit beiden Händen geführt werden können. Neben den Hämmern braucht der Schmied auch noch verschiedene Zangen zum Festhalten eines zu schmiedenden Arbeitsstücks. Die Hämmer sind je nach Verwendung verschieden geformt. Die mit einer Hand zu führenden Hämmer haben meist zwei verschiedene Schlagflächen. Auf der einen Seite sind sie flach oder leicht gerundet, während sie auf der anderen Seite eine stumpfe Kante bilden. Häufig gebraucht werden auch andere Werkzeuge, wie Schrotmeißel, Stempel, Durchschläge und Locheisen. Mit Hilfe von Amboss und Hammer kann das Arbeitsstück durch Strecken, Stauchen und Schweißen in seiner Form verändert werden. Ein besonders wichtiges Hilfsmittel bei der Verarbeitung von Eisen und Stahl ist das Schweißen, d.h. das Zusammenarbeiten verschiedener Eisen- oder Stahlstücke zu einem Ganzen.

Das Seilerhandwerk, auf das hier auch noch ein Blick geworfen werden soll, hatte in Spangenberg eine lange Tradition und einen langen Bestand. Es wurde vom letzten Seiler Justus Kleinschmidt noch bis in die 70er Jahre des 20. Jahrhunderts hinein betrieben. Die Seilerei ist dem Spinnen nahe verwandt und möglicherweise daraus hervorgegangen. Um etwas besonders Festes zu

erzeugen, vereinigt man gesponnene Fäden durch Flechten und Zusammen-drehen miteinander. Hanf und Flachs, die das Material für den Seiler liefern, bedürfen auch sorgsamer Vorbereitung. Sie sind für den Seiler so unentbehrlich, wie das Mehl für den Bäcker oder das Leder für den Schuhmacher, denn daraus fertigt er alle seine Arbeiten. Eine einzelne Hanffaser ist leicht zu zer-reißen. Werden aber viele Fasern miteinander vereinigt, so wird ihre Wider-standskraft um so größer, je mehr es sind. Die Vereinigung der Fäden geschieht wie beim Spinnen durch zusammendrehen. Würde man aber bei



Arbeit
des Seilers
auf der
Seilerbahn

der Herstellung eines stärkeren Seiles gleich so viele Flachs- und Hanffasern zusammendrehen, wie zu seiner Stärke erforderlich sind, so würde es nur wenig haltbar sein. Es werden daher erst dünneren Fäden gesponnen, wovon mehrere zu einem stärkeren Faden zusammen gedreht werden. Von diesen verstärkten Fäden werden wieder mehrere zu einem noch stärkeren vereinigt. So kann dies weiter geführt werden, bis starke Tauen entstehen, wie sie z.B. für Schiffe erforderlich sind. Das Zusammendrehen erfolgt in mehreren Stu-fen mit Hilfe von Seilerrad, Seilerbahn und Lehre, den wichtigsten Arbeits-geräten des Seilers.

Industrielle Veränderungen: Zigarrenfabrik und Eisenbahn

Auch in Spangenberg entwickelte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts eine mehr und mehr industriell geprägte Wirtschaftsstruktur. Bereits seit 1856 bestand eine Zigarrenfabrik, die dem Fabrikanten Wladimir Schröder aus Witzenhausen gehörte. 1880 waren dort neben einem Werkmeister 70 Arbeiter beschäftigt. Durchschnittlich wurden 70.000 Zigarren pro Woche hergestellt. Der Wochenlohn der dort beschäftigten Arbeiter lag bei ungefähr 400 Mark. Wöchentlich einmal kam ein schwerer von Pferden gezogener Planwagen aus Witzenhausen und brachte Tabak, auf dem Rückweg nahm er die produzierten Zigarren mit nach Witzenhausen.

Eine zweite Zigarrenfabrik wurde 1871 gegründet. Sie hatte ihren Sitz am Obertor und war im Eigentum des Fabrikanten Karl Breitenstein aus Kassel. Später gelangte sie in den Besitz von Steigel & Schwinding (1884-1892), bevor sie von der Zigarrenfabrik Philipp Baetke aus Hamburg aufgekauft wurde. Zunächst beschäftigte die Fabrik etwa 50 bis 60 Arbeiter, in den 30er Jahren des letzten Jahrhunderts schrumpfte die Belegschaft auf neun Arbeiter, bevor die Produktion ganz aufgegeben wurde.



Washtag am Wäscheborn Anfang des 20. Jahrhunderts.

Bis zum Jahr 1879 wurde der Verkehr von und nach Spangenberg durch eine Personenpost erledigt, die einmal am Tage von der Bahnstation Altmorschen über Spangenberg nach Lichtenau führte. Außerdem bestand eine Botenpost zwischen Spangenberg und Altmorschen. Als 1872 die Nachricht nach Spangenberg gelangte, dass der preußische Staat eine Eisenbahn von Berlin nach Koblenz zu bauen beabsichtigte und dass eine der Linien, die ins Auge gefasst worden waren, an Spangenberg vorbeiführe, herrschte in der Stadt eine freudige Erwartungshaltung.

Durch den Anschluss Spangenbergs an das Bahnnetz erhoffte man sich einen wirtschaftlichen Aufschwung für Handel, Handwerk und die Anfänge einer Industrie. Von den drei infrage kommenden Linien wurde schließlich die ausgewählt, die Spangenberg berührte, weil sie die kürzeste war. Am 1.8.1875 fand in der Gemarkung der erste Spatenstich für den Bahnbau statt. Ungünstige Witterungsverhältnisse und der felsige Boden, der vorherrschte, erschwerten den Fortgang der Arbeiten. So dauerte es noch vier Jahre, bis am 22.1.1879 die erste Lokomotive, eine sog. "Vorstreckenmaschine" in Spangenberg begrüßt werden konnte. Am 15.5. des selben Jahres wurde dann schließlich die Strecke für den Personen- und Güterverkehr eröffnet.

Kurt Knierim schreibt über die Auswirkungen des Bahnanschlusses eher Pessimistisches: "Leider haben sich die großen Hoffnungen und Erwartungen, die man an den Bahnbau band, nicht erfüllt. Die zahlreichen italienischen und anderen Arbeiter, die damals mit dem Bahnbau beschäftigt waren, verausgabten und verjubelten zwar einen großen Teil ihres Verdienstes in der Stadt, so dass hier zeitweilig der ‚Rubel‘ rollte. Auch verteilte der Grunderwerb erhebliche Entschädigungssummen unter die Einwohner, und zahlreiche Handwerker konnten sich durch die Bahnhochbauten einen sehr guten Verdienst sichern.

Aber es stellte sich nach der Vollendung der Bahnlinie doch bald heraus, dass alles beim Alten geblieben war und keine wesentliche Veränderung eintrat. Die Stadt gewann wenig oder fast nichts, lediglich den Kauf- und Geschäftsleuten und den Handwerkern brachten die Dienstleistungen der Bahn wirtschaftliche Erleichterungen. Aber sonst empfanden es die Einwohner der Stadt als ange-



Blick auf Stadt und Schloss, im Vordergrund die Bahnanlagen.

nehm, an einem Ort zu wohnen, der nach außen hin mit der Bahnlinie verbunden war. Das Wirtschaftsleben stagnierte trotzdem weiterhin. Der erhoffte Aufschwung kam nicht zustande, und die bedrückten Verhältnisse wurden durch den Bahnbau auch nicht entscheidend verändert." (Knierim 1985)

Der Beginn des 20. Jahrhunderts

Der Beginn des 20. Jahrhunderts brachte für Spangenberg eine Fülle wirtschaftlicher, sozialer und kultureller Veränderungen mit sich. Alte Strukturen zerfielen oder waren teilweise schon zerfallen, neue Strukturen bildeten sich erst nach und nach heraus. Parallel zum Niedergang einzelner Handwerkszweige entwickelte sich in Spangenberg eine, mehr und mehr industriell geprägte Wirtschaftsstruktur. Nach der Jahrhundertwende gab es in Spangenberg eine Zigarrenfabrik, eine Korkstopfenfabrik, eine pharmazeutische Fabrik (Woelm), eine Molkerei, eine Kalkbrennerei, eine Tuchfabrik (G.W.Salzmann) und eine Peitschenfabrik. Die Peitschenfabrik gründete bereits im Jahr 1882 der jüdische Unternehmer Ruben Spangenthal. Bei ihm waren Anfang dieses Jahrhunderts zwischen 50 und 60 Arbeiter beschäftigt. Sie bestand bis zur Liquidation durch die Nationalsozialisten im Jahr 1936.



Die Stadtkirche wurde 1907 gründlich restauriert.

Die Einwohnerzahl hatte sich gegenüber dem Jahr 1880 nur unwesentlich verändert. Insgesamt 1804 Menschen wohnten nun in der Stadt. Die Bedeutung der Landwirtschaft war immer mehr im Rückgang begriffen, 13 Landwirte waren die Reste der einstigen Ackerbürger. Allerdings ging es nun wirtschaftlich in der Stadt nach langer Durststrecke endlich wieder bergauf. In dieser Zeit bekam Spangenberg eine Wasserleitung (1901) und die Versorgung mit Elektrizität begann. Der Liebenbachbrunnen mit dem sagenumwobenen Paar Kuno und Else, durch Heinrich umgebaut (1906/1907), die Kirche restauriert (1907), das erste große Heimatfest fand statt (1909), die Stadtschule und das Stift (1912) wurden erbaut.